ar

8

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1976







Warum ist schon jeder Fußmarsch zuerst eine Anforderung an den Kopf?
Soldat Wieland Godau

Nicht selten werden wir nach Dienstschluß herausgepfiffen, weil noch irgend etwas gemacht werden muß!
Soldat Joachim Frieme

Der Frageform entkleidet, ist das ein Lieblingswort Ihres Zugführers. Ein schönes und gutes Wort, meine ich. Und ich sage das keineswegs nur, weil ein originelles sprachliches Bild nun einmal des Journalisten Herz erfreut. Ihr Leutnant hat sich gut überlegt, was er an die Spitze stellt: Nicht die Füße, nicht Herz, nicht Lunge – sondern den Kopf. Er weiß sich da einig mit Friedrich Engels, der schon vor mehr als 100 Jahren erkannt hatte: „Alles, was die Menschen in Bewegung setzt, muß durch ihren Kopf hindurch."
Bleiben wir beim Marsch.
Natürlich braucht es hierfür kräftige Füße, einen langen Atem, ein starkes Herz. Doch was nützt das alles, wenn nicht der aus Erkenntnis und Verständnis unseres militärischen Klassenauftrages geborene Leistungswille hinzukommt? Der Wille zur Kräftigung der Physis, um die militärischen Anforderungen bestehen zu können, und der Wille, sie bewußt und mit bestem Ergebnis zu bewältigen. Gewiß muß man sich dazu nicht jedesmal jede Einzelheit der politischen Weltlage durch die Gehirnwindungen jagen. Aber jeder muß wissen und sich bewußt sein: Daß der Sozialismus unseres zuverlässigen militärischen Schutzes bedarf, daß der Imperialismus nach wie vor aggressiv und unberechenbar ist, daß wir demzufolge auf stets höherer Stufe schneller und besser sein müssen als der Gegner. Davon ist alles bestimmt, was wir in der Gefechtsausbildung tun. In ihr beweist sich die ideologische Haltung jedes einzelnen.
Der Marsch gehört dazu. Gewiß, er wird befohlen. Drücken kann man sich nicht. Aber wie er verläuft und inwieweit er Sie in Ihrem militärischen Können den geplanten Schritt voranbringt, hängt von eben jener Haltung ab. Davon also, ob man nur so dahintrottet oder wachen Geistes dabei ist, jeden Befehl schnell und exakt befolgt, sich um das Erreichen und Unterbieten der Zeitnormen bemüht, diszipliniert ist, Initiative entwickelt, in jeder Lage taktisch klug handelt, das Ganze im Auge behält, dem Nebenmann hilft, sich keine Erleichterungen verschafft und sie auch bei anderen nicht duldet.
Ich weiß, das ist leichter gesagt als getan. Doch Ihr Leutnant hat recht: Erst das richtige ideologische Schrittmaß setzt uns in die Lage, jeden militärischen Schritt zum Schutze des Friedens und des Sozialismus mit höchstem Effekt zu tun. Wer weiß, worum es geht und wofür er Soldat ist, hat den allerwichtigsten Schritt getan. Wenn Sie und Ihre Genossen dem die Tat folgen lassen, dann haben Sie im „Kampfkurs IX. Parteitag" das richtige Marschtempo.

★

Erst jüngst ertönte ein solcher Pfiff, genau um 20.10 Uhr. Für irgendeine Sache benötigte der Hauptfeldwebel von jedem eine Unterschrift. Nur kann es so eilig auch nicht gewesen sein, denn von den Ausgängern wurde sie erst am nächsten Tage eingeholt.
Ich gebe Ihnen folglich recht, wenn Sie in Ihrem Brief schreiben: „Ein Vorgesetzter sollte seine Arbeit besser organisieren. Dabei sollte er auch nachdenken, wie er den Unterstellten die verdiente Freizeit garantieren kann anstatt sie zu beschneiden."
Im Grunde genommen geht es hier um die militärische Ordnung. Sie aufrechtzuerhalten und zu verbessern, wie unser Minister es vor der X. Delegiertenkonferenz der SED-Parteiorganisationen in der NVA und den Grenztruppen der DDR ausdrücklich forderte, ist zuallererst ein Anspruch an die Dienstorganisation durch die Vorgesetzten. Ich glaube, man muß es so hart sagen: Wie will der Genosse Hauptfeldwebel die Angehörigen seiner Kompanie zu Ordnungsliebe und zur Einhaltung der militärischen Ordnungsgrundsätze erziehen, wenn er sie selbst nicht genügend vorlebt, wenn er Hektik verbreitet anstatt dagegen anzukämpfen, wenn er die Ordnung verletzt anstatt sie konsequent durchzusetzen? Muß da das Rufen nach strafferer Ordnung aus seinem Munde nicht unglaubwürdig klingen?
Wort und Tat müssen übereinstimmen. Ordnung kann man nicht nur predigen, sie muß organisiert werden. Und was das ganz konkrete Beispiel betrifft, so sollte sich jeder die Worte aus dem Bericht des Sekretariats der Politischen Hauptverwaltung der NVA an die schon genannte Delegiertenkonferenz zu eigen machen: „Jede notwendige Anforderung des Dienstes voll und ganz durchzusetzen, gleichzeitig aber alle ungerechtfertigten Belastungen und Überspitzungen aus dem Leben der Truppe und der Führungsorgane zu verbannen."

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

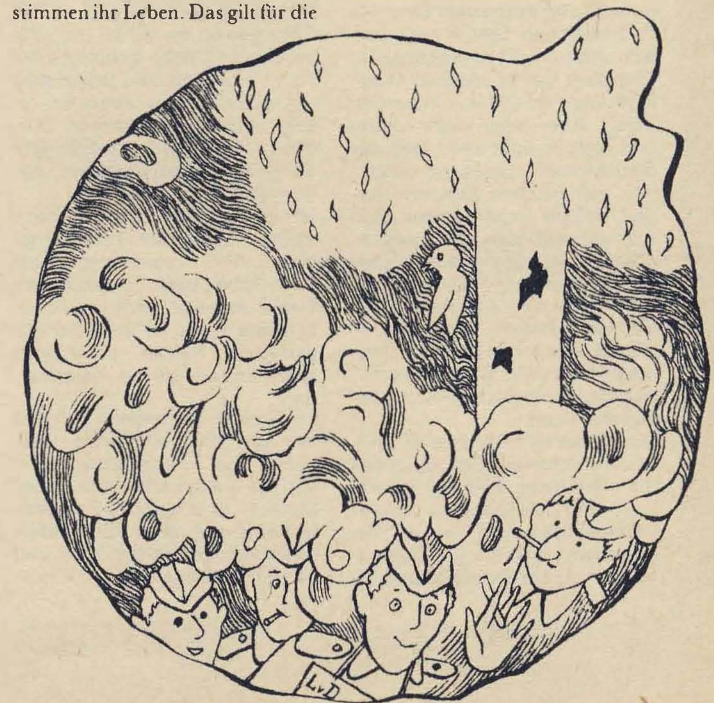
Chefredakteur

Voll aufmunitioniert

...wie ein Schützenpanzer zum Gefecht platzt neulich der Assi mitten hinein in unser Feierabendgequatsch am Raucherplatz unter den Birken. Mein Stubenkumpel, der Gefreite Atze Stein, orakelt mir zu: „Der hat bestimmt dich auf dem Kieker!" Und richtig, der Assi mit dem Riesenstapel scharfer Sachen unterm Arm steuert auf mich los und belegt mich mit Beschlag...

Also, Leute, den Assi muß ich Euch kurz vorstellen: Unterfeldwebel Jochen Kandler, Kommandant, seit Mai in unserem Zug als FDJ-Assistent für die Politschulung bestätigt und maßgeblich daran beteiligt, daß unser Kollektiv sich in Polit seither um sieben Zehntel im Durchschnitt verbessert hat. Leutnant Isegrimm hat zwar schon seit je eine dufte Schulung zuwege gebracht, aber seit ihm sein neuer Assi, der Kandler, die Bälle zuspielt, fetzt das noch mehr ein. Na, und genau wegen solcher „Beispiel-Bälle" heuert mich doch der Assi neulich am Raucherplatz als „literarischen Fachberater" an. Es geht ihm um die Vorbereitung eines ideologischen Begegnungsgefechts zwischen Demokratie und „Demokratie". Wie gesagt, er hat die Munition, eine Menge Bücher, gleich mitgebracht, und ich helfe ihm, die brisanteste für diesen Zweck richtig auszugucken. Nun paßt mal Achtung, Leute, was wir da so ausgewählt haben.

Zunächst mal ein Buch, das einen „Multi" durchschaubar macht. Solche „Multis" greifen um sich, sie wuchern wie Krebs und wachsen den Menschen ganz unmerklich in die Küchen, Wohnstuben und Schlafzimmer hinein, bestimmen ihr Leben. Das gilt für die Menschen, die im Machtbereich der „Multis" leben, dort, wo die kapitalistische „freiheitlich-demokratische Grundordnung" herrscht. Fast hätte ich vergessen: Unter „Multis" versteht man multinationale Monopolverbände, die Menschen in aller Welt (außer in unserer sozialistischen) ausbeuten. Jürgen Räuschel, ein Autor aus der BRD, untersucht in seiner



Dokumentation „Chemie-Gigant BASF" (Verlag der Nation) die Anatomie eines solchen „Multis", der 1973 (offiziell) einen Umsatz von 5384 Millionen US-Dollar angab; dessen Vorstandsvorsitzender mit 72 000 DM das sechsfache an monatlichem „Gehalt" bezieht wie beispielsweise der BRD-Bundeskanzler; in dessen Werken 40 Prozent mehr Betriebsunfälle passieren als in vergleichbaren kapitalistischen Betrieben der chemischen Industrie; dessen Stammbetrieb, in dem mehr als 50000 Menschen arbeiten, nicht *eine* Kinderkrippe, nicht *einen* Kindergarten aufzuweisen hat... Das ist ein ebenso mutiges wie nützliches Buch über das Funktionieren der „westlichen Demokratie" der Monopole. Räuschel stellt ihm voran eine Bilanz über den ungeheuren Einfluß der „Multis": „Ihre Politik beeinflußt Regierungsprogramme und Inflationsraten, Arbeitslosenziffern und Lebensstandards, sogar für den Ausbruch von Kriegen sind sie mitunter verantwortlich."

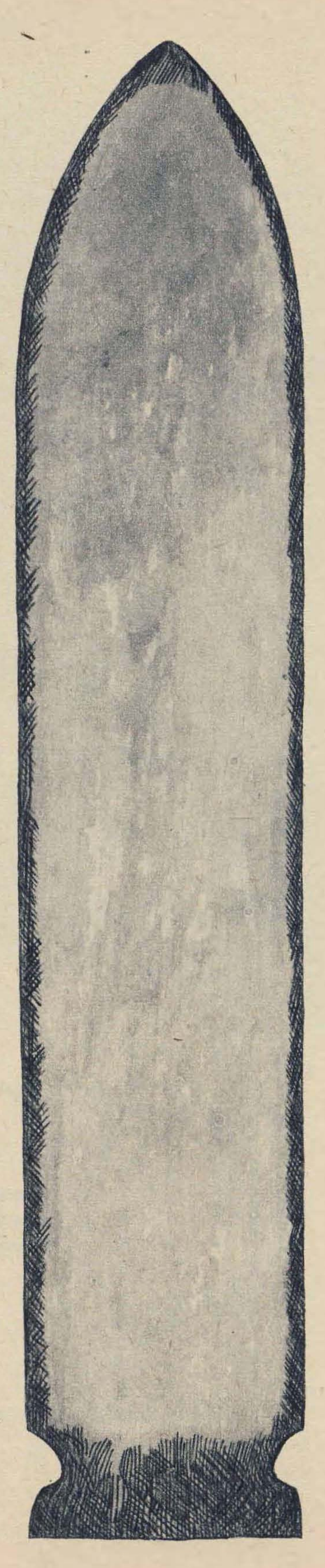
Zum nächsten, Leute: Wußtet Ihr schon, daß bis vor wenigen Wochen die höchsten Würdenträger des größten Landes der westlichen „freien Welt", der Präsident wie auch der Vizepräsident, in ihrer Funktion schlechthin „ernannt und vereidigt", aber von niemandem gewählt waren? Daß ihre Vorgänger wegen politisch-krimineller Vergehen schmählich aus ihrem Amt scheiden mußten? Friedrich Karl Kaul hat in seinem Bericht „Watergate – Ein Menetekel für die USA" (Verlag Das Neue Berlin) Vorgeschichte, Tatsachen und Hintergründe dieses Superskandals zusammengetragen. Eigentlich begann es damit, daß in der Nacht vom 16. zum 17. Juni 1972 der Wächter des Watergate-Hotel-Komplexes, Frank Wills, bei einem Rundgang feststellte, daß die Tür zum Aufzugstrakt nicht einrastete und deswegen um 01.52 Uhr Polizeialarm gab... Euch etwas Rühmenswertes über den allseits bekannten (und mancherorts zu recht gefürchteten) Juristen und Autor F. K. K. mitzuteilen, hieße Halbleiter nach Frankfurt (Oder) tragen. Das Buch ist Spitze in seiner Klasse.

Zum dritten haben wir Abschnitte aus dem Kurzroman von Fernando Jerez „Die Angst ist ein Geschäft" (Verlag Volk und Welt) ausgewählt. Jedem von Euch möchte ich das Buch und zugleich die Goethesche Überlegung empfehlen, daß „einer neuen Wahrheit nichts schädlicher als ein alter Irrtum" ist. Letzteres deswegen, weil sich die schon fast hundert Jahre alte, aber für viele immer noch neue Wahrheit mancherorts nur schwer durchsetzt, daß sich die wirkliche Demokratie nur als politische Herrschaft der Arbeiterklasse im Bündnis mit den anderen Werktätigen (sprich: Diktatur des Proletariats) verwirklichen läßt. Wie dieser Wahrheit in Gestalt der vor wenigen Jahren in Chile gesund gewachsenen Ansätze einer wahren Herrschaft des Volkes die alte, irrtümliche Angst – gezeugt und ernährt durch die erschreckten Ausbeuter – im Wege war, lest ihr in Fernando Jerez' Roman.

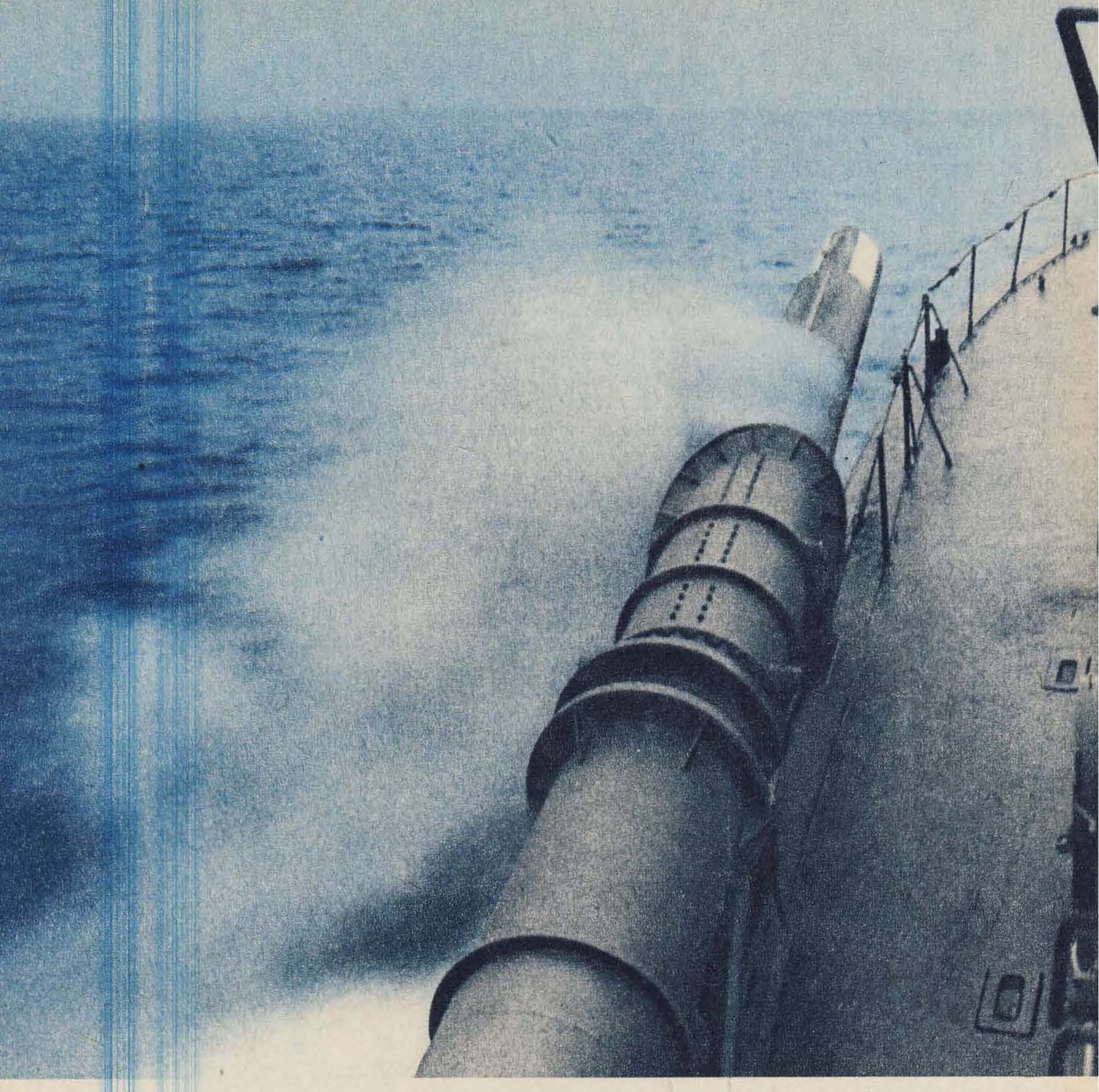
Zum vierten werden wir aus Adonias Filhos ergreifendem Buch „Corpo vivo" (Verlag Neues Leben, Podium-Reihe) zitieren. Das ist ein harter, blutiger Roman über einen brasilianischen Rächer und Banditen, der keinen anderen Ausweg sieht, als brutale Gewalt mit brutaler Gewalt zu beantworten. Aber: „Nur vor dem Hintergrund großer sozialer Umwälzungen war es möglich, daß Banditen sich als militärische Chefs und äußerst kühne Soldaten an einer revolutionären Bewegung beteiligten" (Carlos Rincon im Nachwort) – und nur unter Führung einer Partei der Arbeiterklasse konnten und können sie zu Kämpfern für eine wahrhafte Herrschaft des Volkes werden.

Um unser „Begegnungsgefecht" gut vorzubereiten, habe ich auf dem Raucherplatz mit unserem Assi Jochen Kandler noch ein paar Bücher gesichtet. Unter dem Stichwort „Assi-Munition" stellt Euch dieselben anbei vor

Euer Leser vom Dienst



Illustrationen: Hille Blumfeldt



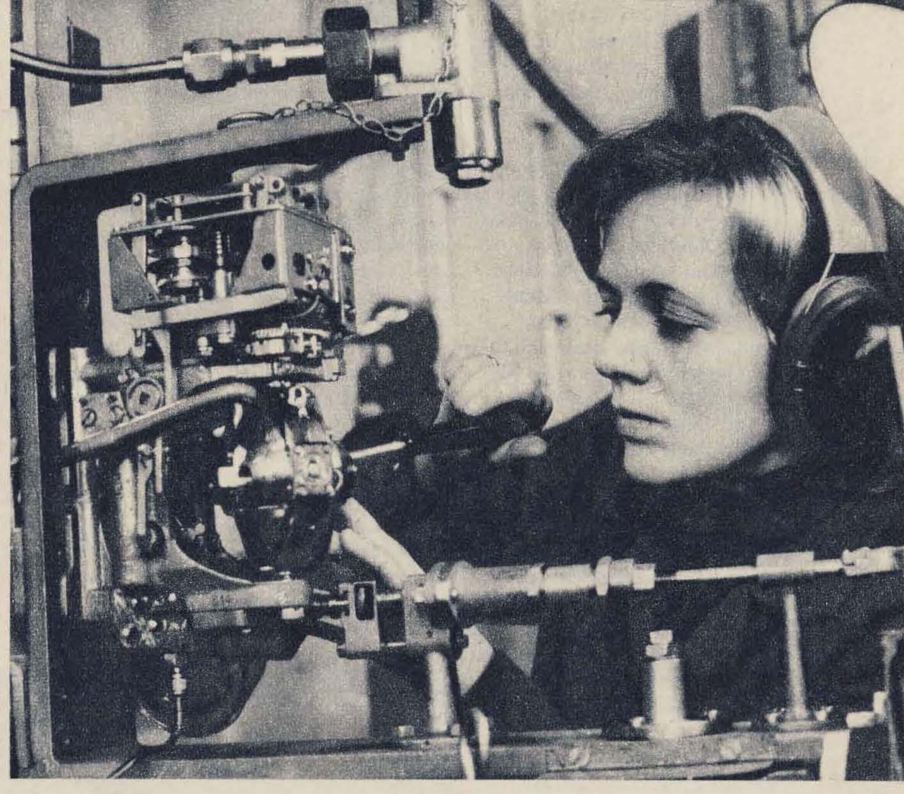
Wenn Torpedos auf Reisen gehen

Ein Bildbericht von Oberstleutnant Horst Spickereit (Text) und Manfred Uhlenhut (Fotos)





Kollegin Ingrid Streller



„Über ein Torpedoschießen wollen Sie berichten?" fragt uns der Ausbildungsoffizier, den wir im Kommando der Volksmarine aufsuchen.
„Ich schlage vor, die Sache zu erweitern. Zeigen Sie doch mal das Zusammenwirken aller am Schießen beteiligten Genossen. Wer und was eigentlich dazu gehört, um so einen Torpedo abzuschießen!"
Auch nicht schlecht, fanden wir und machten uns auf den Weg.
Erste Station: Die Torpedotechnische Kompanie in einem Stützpunkt. Eine weite, dunkle Halle, erfüllt mit dem Lärm laufender Motoren, zischender Preßluft, hart schlagender Werkzeuge. Grüne, graue, rote Torpedos, Übungs- und Gefechtsgeschosse, meterhoch gestapelt. Hier werden die „Aale" gelagert, gewartet, technisch durchgesehen sowie justiert, das heißt, genau eingerichtet.
Stabsobermeister Walter Streller bittet uns in sein „Heiligtum", eine kleine Werkstatt. Weicher Bodenbelag dämpft die Schritte. Tische und Geräte blitzen vor Sauberkeit. „Staubfreie Zone", meint unser Begleiter. „Hier wird hochspezialisierte Arbeit verrichtet." Am Regeltisch eine Mechanikerin – Frau Streller. Behutsam spannt sie eine faustgroße Messingkugel in die Anlage. Es ist der Geradlaufapparat eines Torpedos, sein Herzstück. Der Manöverlauf wird simuliert. Eine halbe Sekunde braucht der Apparat, um auf Touren zu kommen. Schrille Töne dringen durch den Raum. „26 000 Umdrehungen in der Minute!", schreit mir jemand ins Ohr. Ingrid Streller wendet keinen Blick von den Mechanismen, sie vermerkt jede Abweichung, verstellt

Schräubchen, stabilisiert winzige Teilchen. Viermal muß die Kugel durch diese Prozedur, dann geht sie in die Druckkammer. Mehrere Stunden lang durchläuft so der kleine komplizierte Apparat alle Anlagen, wird immer wieder verbessert, ehe Genosse Streller und seine beiden Kolleginnen das Teil mit ruhigem Gewissen aus den Händen geben können. „Qualitätsarbeit ist in der Werkstatt oberster Grundsatz", informiert uns der Kompaniechef. „Seit Jahren habe ich von keinen Beanstandungen gehört."

Der Geradlaufapparat wird an die Regelgruppe einer Torpedoschnellboot-Abteilung übergeben. Nun liegt es an Meister Fröhlich und seinen drei Matrosen, die präzise Arbeit fortzusetzen. Die Gruppe kann sich sehen lassen, versichert uns ein Offizier: Fünfmal als Beste geehrt, der Leiter zweimal mit dem „Leistungsabzeichen der NVA" ausgezeichnet.

Ich erkundige mich bei Günter Fröhlich, der gerade mit seinen Genossen an den schlanken Geschossen hantiert, was er denn mit seiner Gruppe so zu tun hätte. „Wir überprüfen alle Steuer- und Antriebssysteme, die Dichte der Behälter, stellen die Gefechtswerte ein, machen den Torpedo klar zum Schuß." Kaum einen Blick hat er für mich übrig. Verständlich, die Zeit sitzt ihm im Nacken. In wenigen Stunden kommen die Kommandanten der TS-Boote, um Torpedos für eine Übung zu übernehmen. Tipp-topp möchte er ihnen die „Aale" übergeben, und Reporterfragen halten ihn da nur auf. 220 Handgriffe und Kontrollen hat das Quartett allein an einem Torpedo vorzunehmen. Also heißt es zügig – zügig.

Während zwei Matrosen die Torpedos mit Brennstoff, Öl, Wasser und Preßluft betanken, hantiert Meister Fröhlich mit Meßleiste und Tiefenlehre am Seiten- und Tiefenruder, dem „Schwanz des Aales". Ein anderer Genosse hilft ihm dabei: „Zurück! – Halt! – Stückchen vor!" Die Mechanismen im Innern des Torpedos müssen mit dem Ruder übereinstimmen. Fingerspitzenarbeit. Nur eine Toleranz von höchstens 0,5 mm ist zulässig.

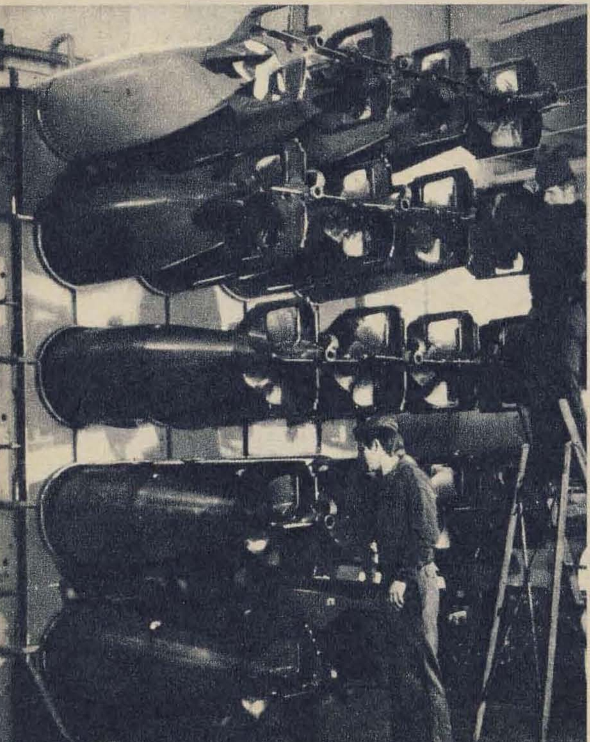
Die Kommandanten erleben wir als gründliche Prüfer. Zwar kennen sie die zuverlässige Arbeit ihrer Regelgruppe, aber: Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser! Und so tasten sie über Metallflächen und suchen nach etwa vorhandenen kleinen Beulen, lassen sie sich den Kreisel im Geradlaufapparat vorführen, ob er richtig eingekuppelt ist, überprüfen sie mit dem Druckluftmesser den Soll-Druck im Luftkessel. „Ist zuviel drauf, könnten die Ventile was abbekommen", erklärt uns einer. „Ist der Druck zu gering, erreicht der Torpedo nicht das Ziel." Alle Offiziere sind zufrieden, sie bestätigen es durch ihre Unterschrift im Torpedo-Begleitbuch. Grünes Licht, damit alle „Aale" an Bord gehievt werden können.

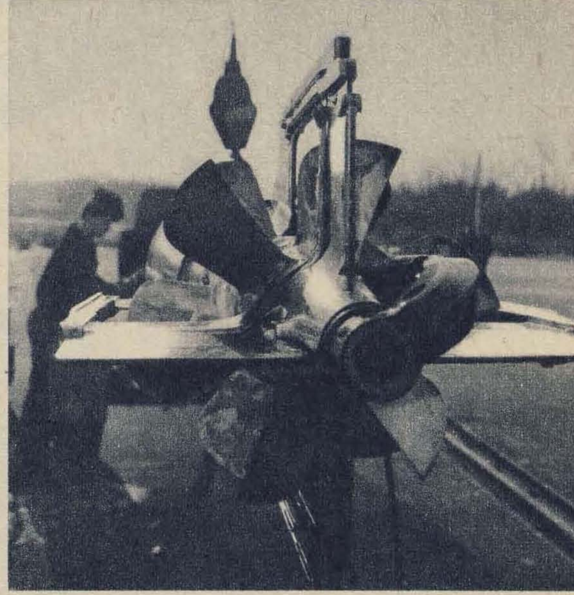
An der Übergabepier macht ein Schnellboot fest. Sechs Mann sind an Deck angetreten. „Boot klar zur Übernahme eines Übungstorpedos!" Der Kran an Land bewegt sich, schwenkt seine knapp zwei Tonnen schwere Last langsam zur Seite. Zentimeter um Zentimeter geht's dann runter. Und obwohl Kopf und Schwanz des Torpedos mit Leinen gesichert werden, müssen alle Genossen höllisch aufpassen, daß auf dem engen Bootsdeck keiner zu Fall kommt und nichts beschädigt wird. Gar nicht so einfach mit dem siebeneinhalb Meter langen, pendelnden Geschoß. Paßgerecht wird es ins Rohr bugsiert. Aber es wird noch einmal mit Muskelkraft herausgezogen und wieder sorgfältig hineingeschoben. „Nanu, ist was falsch gemacht worden?" „Nein, normale Öffnungshebelproben." Also keine Komplikationen, wie wir zunächst vermutet hatten.

Am nächsten Morgen melden wir uns an Bord des Bootes, bei dem wir gestern die Torpedoübernahme beobachtet hatten. Seit vier Uhr ist Gefechtsalarm. Sicherung eines Schiffsverbandes, danach Aufklärung in einem größeren Seegebiet – so lautet der Auftrag an den Kommandanten, Kapitänleutnant Neumann.



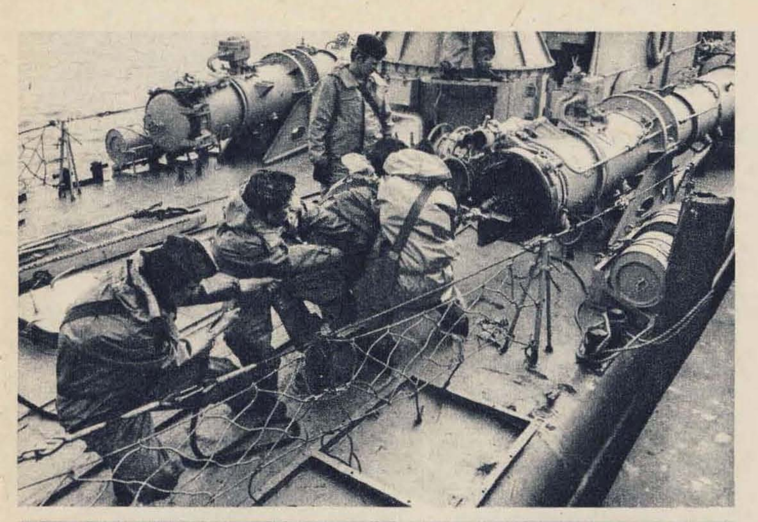
In der weiten Halle der Torpedotechnischen Kompanie werden die „Aale" gelagert, bis sie Meister Günter Fröhlich (Foto unten links) mit seiner Regelgruppe für den Einsatz vorbereitet.

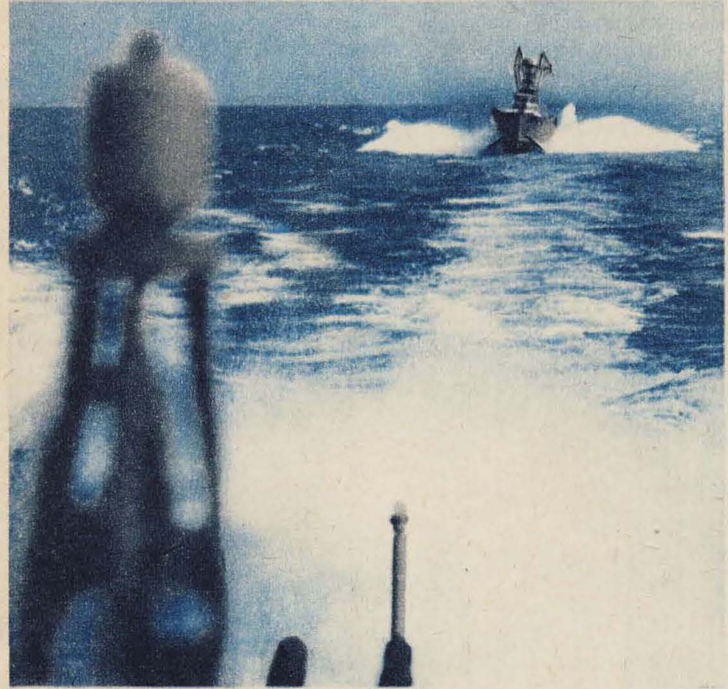




Stundenlang durchfurcht das Boot zusammen mit anderen die bewegte See, stundenlang dröhnt uns der Lärm der starken Maschinen in den Ohren. Aufmerksam schaut der Kommandant aufs Sichtgerät der Funkmeßanlage. Die Koordinaten des Zieles werden übermittelt. Und dann: „Schußpeilung 60 Grad! Torpedoangriff durchführen!"
Nun heißt es auch für die anderen Boote, das Ziel selbständig in der vorgeschriebenen Richtung aufzufassen und zu bekämpfen. Befehle fliegen durch den Äther, die Gruppe formiert sich zum Angriff. Geschwind rechnet der Kapitänleutnant die Werte aus, bestimmt den Kurs, der auf die befohlene Schußposition führt. Laut heulen die Maschinen auf, meterhoch wirbeln die Schrauben das Wasser. Steil reckt sich der Bug aus der See, klatscht dann wieder auf die sich ihm entgegenstemmenden Wellen. Der Fotoreporter und ich klammern uns an die Verstrebungen des Mastes.
„Rohr 2 klarmachen zum Schuß!" Das gilt dem Obermatrosen Jürgen Lehmann,







Bei der Übernahme des Torpedos an Bord (Foto links) wird dieser ins Torpedoabschußrohr geführt und anschließend herausgezogen: Öffnungshebelprobe (oben rechts). Kapitänleutnant Neumann, der Kommandant des Torpedoschnellbootes (oben links).

Torpedogast. Ihn hatte ich bereits beobachtet, als er ununterbrochen hinten auf Deck stand, Wind und Wetter ausgesetzt, auf seinen Einsatz wartend. Bibbern tat er, und etwas übel war ihm auch; denn er kann hohen Seegang nicht vertragen, hatte er mir verraten. Trotzdem dachte er nicht daran, seinen Posten zu verlassen.

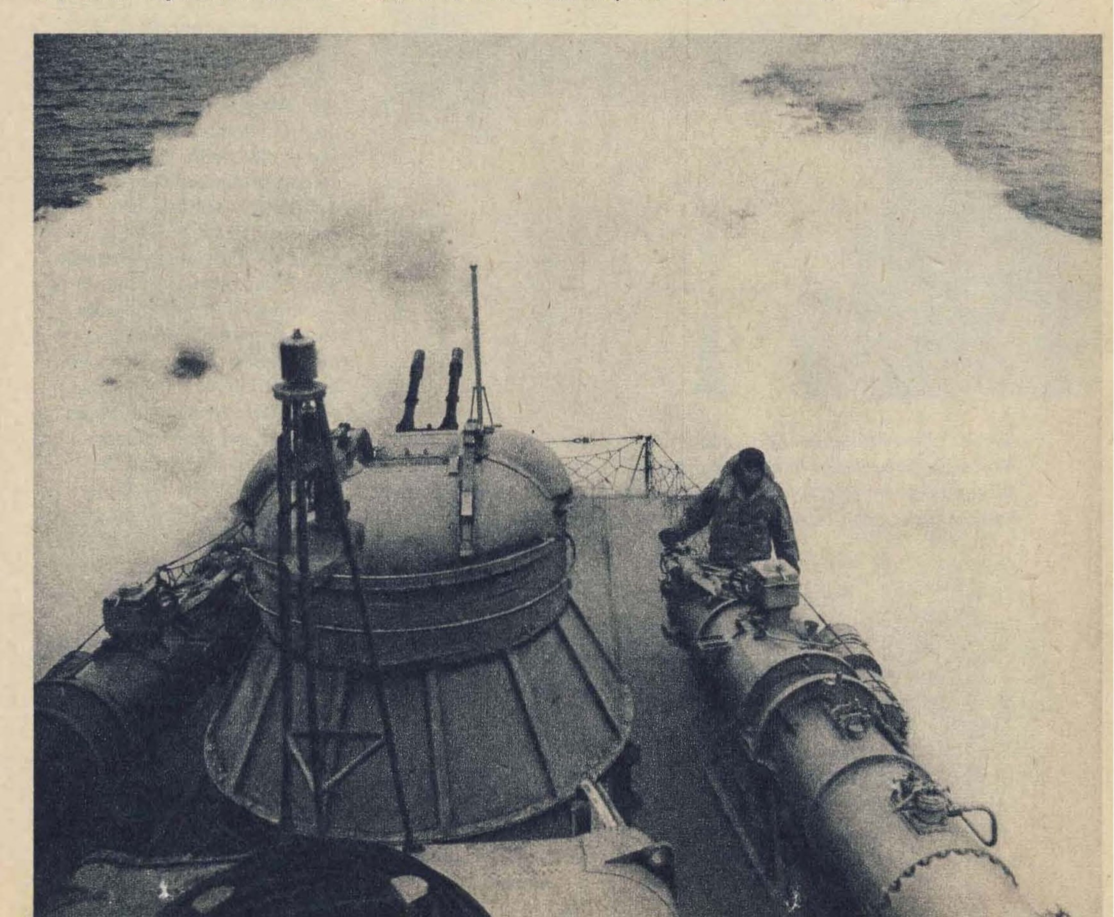
Nun bewundere ich ihn bei seiner Arbeit. Gischt sprüht ihm ins Gesicht, während er nach vorn zum Torpedorohr balanciert, hin- und hergezerrt vom Auf und Ab des vorwärtsstürmenden Bootes. Aber er hat sich fest in der Gewalt. „Eine Hand für's Boot, eine für'n Mann", erklärt er mir später. Sorgfältig prüft er Schrauben, dreht Ventile auf, liest Werte ab.

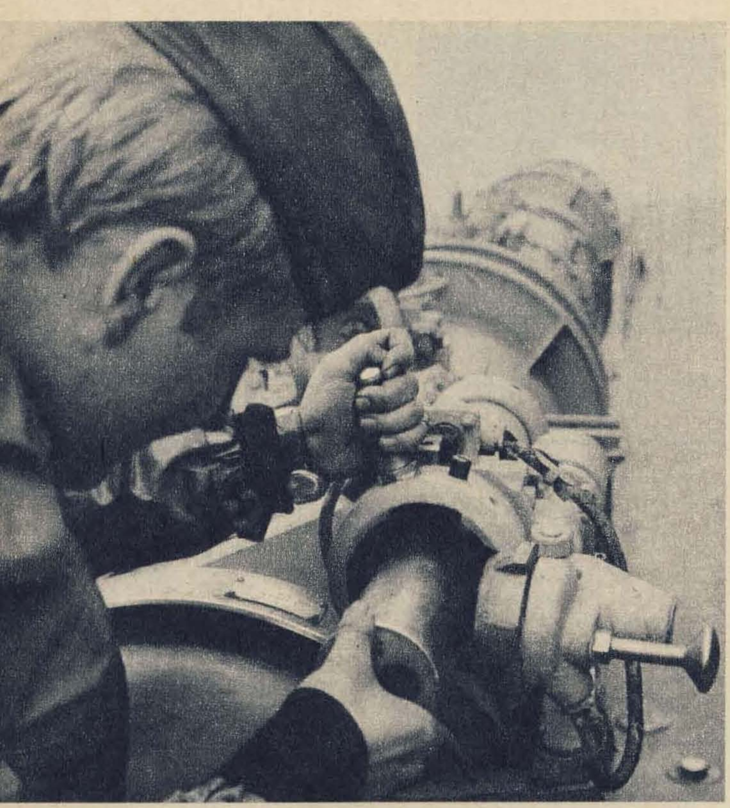
Kapitänleutnant Neumann, der sich oben auf der Brücke völlig auf den Angriff konzentriert, kann kaum zu Jürgen Lehmann hinunterblicken. Das ist auch nicht notwendig, denn der Torpedogast hat ihn noch nie enttäuscht, er gehört zu den besten Spezialisten der Einheit.

„Rohre los!" Der Kommandant drückt auf einen Knopf. Der Torpedo schießt klatschend ins Meer, läßt noch ein paarmal seinen schlanken Körper sehen, um dann unterzutauchen und mit über 70 km/h Geschwindigkeit dem Ziel entgegenzueilen.

Der Abschuß war einwandfrei. Auf dem Zielschiff schauen viele Augenpaare angespannt auf die See; Kontrolloffiziere, Schiedsrichter, Besatzungsmitglieder. Eine Leuchtkugel am Horizont hat den Torpedoschuß signalisiert. Noch sind die Schnellboote nur als Pünktchen zu erkennen. Das Interesse jedoch gilt Blasenbahnen im Wasser, den hellen Spuren der Torpedos. „Hier! Ein Durchläufer!" – „Da noch einer!" Schnell werden die Torpedos aufgeschrieben. Durchläufer sind keine Torpedos, die abwegig geschwommen sind, sondern Volltreffer. Übungs-

torpedos werden nämlich auf eine solche Tauchtiefe reguliert, die unter dem Kiel des Zielschiffes liegt, sie laufen also unter dem Schiff hindurch.
Jubel an Deck, jeder Torpedo lag in der richtigen Schußbahn. Nun aber volle Kraft voraus, den „Aalen" nach. Aus dem Zielschiff wird nun ein Torpedofangschiff.
Nach einer festgelegten Laufzeit kommen die Torpedos zur Ruhe. Automatisch befreien sie sich vom Wasserballast in ihrem Vorderteil, richten sich auf, stoßen zur Wasseroberfläche hoch. Rauchfahnen und Blinkzeichen an den Torpedoköpfen, ebenfalls automatisch ausgelöst, weisen dem „Fänger" den Weg.
Meter um Meter tastet sich das Schiff langsam an den ersten Torpedo heran. Er muß von der vom Wind abgekehrten Schiffsseite aufgenommen werden.
Die Maschine auf dieser Seite ist abgeschaltet, damit die kreisenden Schrauben das Bergen nicht stören. Der Kommandant, weit über die Reeling gebeugt, und der Rudergänger leisten Präzisionsarbeit. „Bloß keine Beule am Schiffsrumpf oder Torpedo!" Wir fiebern mit den Matrosen, bewundern, wie sie ihr relativ großes Schnellboot dirigieren.
Ein Schlauchboot wird zu Wasser gelassen. Obermatrose Fred Marienfeld, der zweite Funker, springt hinein. Er wird das Geschoß anseilen. Brecher schwappen ins Boot, Salzwasser spritzt in sein Gesicht. Die Augen starren auf den entgegenkommenden Torpedo. Nur nichts falsch machen – gleich beim ersten Mal fangen – nicht das Schiff noch mal anfahren lassen – durchzuckt es ihn. Er wartet die nächste Welle ab, im Tal kommt der Torpedokopf wieder hoch, die linke Hand packt ihn, die rechte rastet den Karabinerhaken ein. Geschafft!
Matrosen an Deck führen den „Aal" an einem Seil zum Heck und ziehen ihn mit der Slipanlage aus seinem nassen Element. Ein Kran hebt ihn auf Böcke, wo er festgezurrt werden muß. Auch diese Arbeit ist kompliziert. Durch das schlingernde Schiff schwingt der Torpedo am Kran hin und her, will sich von den Männern, die selbst Balance halten müssen, nicht packen lassen. Immer wieder müssen sie Anlauf nehmen, bis sie den schweren Metallkörper endlich in ihrer Gewalt haben. Eine eingespielte Truppe, merke ich. Kein Anschreien, kein sinnloses Hin- und Herrennen. Ohne Defekte angeln sie nach und nach auch die anderen „Aale" aus der See.
Kaum im Stützpunkt angekommen, erblicken wir Meister Fröhlich ungeduldig an der





Pier hin- und hergehend. „Wie war's?" ruft er zu den Matrosen hoch. Und als er das Ergebnis hört: „Na also, meene Dinger loofen immer."
Er hat recht, erklärt mir ein Offizier. Über 200 Torpedos regelte seine Gruppe in den letzten drei Jahren. Und noch nie gab es einen Versager. Genaue Hinweise, wie jeder „Aal" gelaufen ist, entnimmt Genosse Fröhlich einem Diagrammschreiber. Im Torpedo eingebaut, vermerkt dieser Tieflauf und Stabilität des Geschosses. Schwarz auf weiß wird so die tadellose Arbeit bestätigt, die seines Kollektivs und die der Torpedotechnischen Kompanie.
Die Werte im Torpedo werden wieder zurückgestellt, Reste enttankt, Maschinen ausgewaschen, Spezialteile in die Werkstatt zu Stabsobermeister Streller gebracht. So schließt sich der Kreislauf. Die Geschosse können für neue Aufgaben vorbereitet werden.





Obermatrose Lehmann führt die Kartusche ins Torpedoabschußrohr ein (Foto ganz oben). Gleich wird Obermatrose Marienfeld den Torpedo fassen und anseilen (links), damit er an Deck des Torpedofangschiffes gezogen werden kann (oben).

Brigada Internacional

Bei der Aufstellung der NVA haben auch bewährte Teilnehmer am nationalrevolutionären Krieg in Spanien führend mitgewirkt. Armeegeneral Heinz Hoffmann ist einer von ihnen. Wieviel Genossen waren es insgesamt?

Detlef Mirek, Schneeberg

Unter den 26 Generalen, die an der Aufstellung der NVA beteiligt waren, befanden sich allein 9 ehemalige Interbrigadisten. Für die Teilnahme am Freiheitskampf des spanischen Volkes 1936–1939 wurden insgesamt 44 NVA-Angehörige mit der „Hans-Beimler-Medaille" ausgezeichnet.

Ausgang mit Urlaubsschein

Ich wurde vom Kommandeur mit Ausgang außer der Reihe bei Verlängerung der Ausgangszeit belobigt, aber der Hauptfeldwebel konnte mir dafür keine Ausgangskarte geben.

Stabsmatrose Jochen Mühldorf

Dafür ist ein Urlaubsschein auszustellen, der auf den Standortbereich beschränkt ist.

Manöverfrage

Welches war das erste internationale Manöver der sozialistischen Armeen, an dem die NVA beteiligt gewesen ist?

Jens-Peter Rabe, Magdeburg

Das Manöver „Vitr". Es fand vom 22. bis 27. September 1962 unter Leitung des Verteidigungsministers der ČSSR statt. Teilnehmer: Truppen der ČSSR, der UdSSR und der DDR.

Klimmzugnorm

Wieviel Klimmzüge muß ein Soldat schaffen, um die Note 1 zu kriegen?

Rüdiger Muntz, Bernau

Genau elf.





Unsere Anschrift:
Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, Postfach 46130

Mitteilungspflichtiges

Welche Veränderungen zur Person sind gegenüber dem Wehrkreiskommando mitteilungspflichtig?

Rainer Krüger, Anklam

Änderungen des Wohnsitzes, Wechsel des Aufenthaltsortes für länger als zwei Monate sowie beabsichtigte Auslandsreisen. Außerdem Veränderungen des Familienstandes, der Arbeitsstelle, des Berufes und der Ausbildung. Und schließlich sind Änderungen des Namens sowie schwere körperliche und gesundheitliche Beeinträchtigungen, belegt durch ärztliche Gutachten, zu melden.

Visafrei durch Freundesland

Ich möchte meinen Urlaub in der ČSSR verbringen und dazu durch die Volksrepublik Polen fahren. Was ist dazu notwendig?

Fregattenkapitän Lothar Hermann

Sie können die Grenzübergangsstellen zwischen diesen beiden Staaten benutzen, auf dem Urlaubsschein müssen lediglich die jeweiligen Urlaubsorte in beiden Ländern angegeben sein.

NATO-Anteil der Bundeswehr

Die BRD-Streitkräfte spielen im aggressiven Nordatlantikpakt eine gewichtige und damit unheilvolle Rolle. Vor allem in der sogenannten „Eurogroup" verstärken sie ihre Vormachtstellung. Ich hätte gern gewußt, wie das gegenwärtig konkret aussieht.

Feldwebel Christian Geidel

Der Bundeswehranteil an den NATO-Kampfverbänden im europäischen Bereich beträgt gegenwärtig mindestens 60%. Nach westlichen Angaben stellen die Streitkräfte des BRD-Imperialismus 55% der Artillerie, 60% der Personalstärke der Heeresverbände, 70% der Kernwaffeneinsatzmittel und 80% der Seestreitkräfte.

Vom Leutnant zum Oberleutnant

Wie lange muß man Leutnant sein, um Oberleutnant werden zu können?

Götz Luckow, Plauen

Für die Beförderung zum nächsthöheren Dienstgrad gelten folgende Mindestdienstzeiten: Leutnant zum Oberleutnant zwei, Oberleutnant zum Hauptmann/Kapitänleutnant drei, Hauptmann/Kapitänleutnant zum Major/Korvettenkapitän vier Jahre.

Die Volksmarine

...hat doch verschiedene Kampfschiffe. Was gibt es da alles?

Klaus Röthig, Salzwedel

Bei den Kampfschiffen und -booten unserer Volksmarine wird unterschieden zwischen Raketenschnellbooten, Torpedoschnellbooten, U-Boot-Abwehrschiffen, Minensuch- und Minenräumschiffen, Küstenschutzschiffen sowie Landungsschiffen.



Entscheidungen

Als mein Mann die Nachricht erhielt, daß er mit seinen 23 Lenzen einberufen würde, hatten wir kurz zuvor geheiratet und gerade erst eine Wohnung erhalten. Na, 18 Monate vergehen rasch, sagte ich mir. Am 3. Mai 1974 ging es ab. Doch dann eröffnete er mir, daß er sich für zehn Jahre verpflichten wolle. Da konnte ich zunächst weder ja noch nein sagen. Es war eine schwere Zeit der Entscheidung. Viele Tränen flossen. Doch dann ein Lichtblick: Ich stellte meinem Mann die Entscheidung frei und versuchte, mich selbst daran zu gewöhnen. Nun sind wir getrennt und doch noch verheiratet. Es ist eine schwere Zeit, alles muß man allein entscheiden. Wir sind beide noch sehr jung. Da beneidet man andere Liebespaare. Soweit es geht, behandeln wir unsere Probleme brieflich. Und was das Wichtigste ist: Wir lieben und vertrauen uns! Man darf kein Mißtrauen aufkommen lassen. Die Partner sollten offen und ehrlich alles besprechen, was an sie herantritt.

Bärbel Nitschke, Merseburg

Über Mut, Angst und Risiko

Ich war Gruppenführer bei neueinberufenen Soldaten. Keiner von ihnen äußerte oder deutete an, daß er Angst vor dem ersten scharfen Schuß hätte. Aber einigen haben wir es doch angemerkt. Ruhig und behutsam haben wir sie an das Schießen herangeführt. Und sie alle erreichten gute Noten.
Unteroffizier Michael Püschel

Ich finde, als Taucher in der NVA benötigt man viel Mut. Sie müssen beispielsweise bei Hochwasser oder bei winterlichen Temperaturen in der Elbe tauchen und Havarien beheben. Vor diesen Genossen habe ich große Achtung.
Fähnrich Fritz Sorgatz



Die Überwindung von Angst ist eine positive Eigenschaft. Sie muß gefordert und kann durch Leistungssteigerung gefördert werden.
Gefreiter Jörg Wollschläger

Zum Mut gehört auch eine gewisse gesunde Risikobereitschaft. Gesundes Risiko sollte abschätzbar, überschaubar sein. Ein Risiko sollte man nicht eingehen, wenn zum Beispiel gewisse Sicherheitsbestimmungen nicht gewährleistet sind. Mut beweist man nach meiner Ansicht auch, wenn man beim Härtetest, selbst auf die Gefahr hin, eine schlechtere Zeit zu erreichen, einem schwächeren Genossen hilft.
Gefreiter Hans-Joachim Koch

In meinem Zug hatte ich einen Regulierer im ersten Diensthalbjahr. Er fürchtete sich, mit dem Krad eine lange Kfz-Kolonne zu überholen. Mir war klar, daß da mit dem Befehl allein nichts zu machen ist; damit würde ich als Zugführer ein zu großes Risiko eingehen. Wir sprachen darüber mit ihm zunächst im Kollektiv. Beim nächsten Kolonnenmarsch fuhr ein erfahrener Regulierer auf seiner Maschine mit, um ihm ein Gefühl der Sicherheit zu geben. Heute gehört dieser Genosse zu den besten Regulierern meines Zuges.
Stabsfeldwebel Manfred Sperling



Feldküchengerüche

...äußerst appetitlicher Art schnupperte Oberstleutnant Gebauer mit AR-Dienstauftrag bei einer Truppenübung, was ihn zu der Feststellung führte: „Der schönste Platz ist an der Küche." Des weiteren beobachteten unsere Reporter den Fahrer und den Richtlenkschützen eines Schützenpanzers bei der Wasserdurchfahrt, besuchten die ASK-Wintersportler beim Sommertraining und nahmen an einem Brückenschlag teil. Wir berichten über die Rolle des argentinischen Militärs, die Raketenbewaffnung auf Kampfschiffen der sozialistischen Flotten und einen polnischen Staffelkommandeur. „Was hat die Uhr geschlagen?", heißt es in der aktuellen Umfrage. Die AR-Waffensammlung stellt Handgranaten vor und in der AR-Information machen wir mit Rechtsfragen zu den Wiedergutmachungsbestimmungen bekannt. Auf den Mittelseiten in Farbe ein sowjetisches Atom-U-Boot und auf dem Rücktitel Burglinde Pollak vom ASK „Vorwärts" Potsdam.





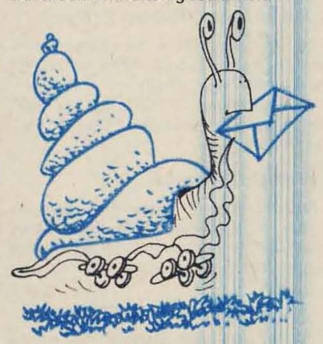
AR-Kreuzverhör mit Kurt Demmler

Demnächst soll es starten: Ein Leserinterview mit dem Leipziger Arzt und Liedermacher. Dazu wünschen wir uns einen (Post-)Sack voller Leserfragen. Schreibt uns also, was Ihr von Kurt Demmler wissen wollt! Letzter Einsendetermin ist der 5. September. Zwei Leser (oder auch Leserinnen) werden dann von uns eingeladen und beauftragt, das „Kreuzverhör" im Namen aller Fragesteller zu führen. Gebt dazu auch Euer Alter und Eure Tätigkeit an!

Portofreie Post?

Stimmt es, daß man als Soldat unter gewissen Bedingungen portofrei Briefe nach Hause schicken kann?
Soldat Jürgen Wils

Das trifft bei Truppenübungen von mehr als vier Tagen und dann nur auf persönliche Postsendungen (Briefe bis 20 g und Postkarten ohne Briefmarkenaufdruck) an Empfänger innerhalb der DDR zu. Diese gebührenfreien Postsendungen dürfen nicht in Briefkästen gesteckt oder auf einem Postamt abgegeben werden; zur Weiterbeförderung werden sie in den Einheiten gesammelt.



Vignetten: Klaus Arndt

Öffentlichkeitsarbeit

Jeder Genosse sollte sich bewußt sein, daß er mit seinem korrekten, sauberen und höflichen Auftreten während des Urlaubs oder Ausgangs sozusagen „Öffentlichkeitsarbeit" leistet. Damit meine ich insbesondere auch das Grüßen. Eine Unsitte ist es, mit den Händen in den Hosentaschen herumzustehen oder zu laufen. Leider erlebt man das nicht selten.

Gefreiter Harri Fritsch



Mit Bomben und Flugblättern

Ich habe gelesen, daß am 8. August 1941 sowjetische Fliegerkräfte erste Angriffe auf Berlin geflogen haben sollen. Handelt es sich da um einen Druckfehler?

Feldwebel Reiner Krüger

Keineswegs. An diesem Tage kurz nach Mitternacht bombardierten 13 sowjetische Bombenflugzeuge vom Typ Il-4 Berliner Rüstungsbetriebe und warfen auch Flugblätter ab. In der Nacht darauf griffen Torpedoflieger der Baltischen Rotbannerflotte erneut die faschistische Reichshauptstadt an. Fernfliegerkräfte, darunter eine Gruppe viermotoriger TB-7-Bomber, flogen Ende August/Anfang September 1941 einen weiteren Angriff.

Und wann

...sind in der VR Polen arbeitsfreie Sonnabende, möchte wissen: Oberfeldwebel Rüdiger Schramm

In der Regel am ersten Sonnabend eines jeden Monats. 1976 sind noch folgende Tage arbeitsfrei: 7. August, 4. September, 2. Oktober, 1. November, 13. November und 4. Dezember.

Waffenfarbe Gelb

Neulich sah ich einen Soldaten mit gelb paspelierten Schulterklappen und einem breiten gelben Stoffband quer darüber. Was hat das zu bedeuten?

Ursula Schwemmin, Gottleuba

Es handelt sich hierbei um einen Unteroffiziersschüler der Nachrichtentruppen.

Universalrakete

Ich habe schon von vielen Raketentypen gehört, neulich aber zum ersten Mal von einer Universalrakete. Was ist das?

Gunter Pehn, Bad Kösen

Ein unbemannter, lenkbarer, aerodynamischer Flugkörper, der bei den Seestreitkräften zur Bekämpfung von See-, Luft- oder Küstenzielen eingesetzt wird.

Elzbieta ist die „Eins"!

Das Farbfoto von Elzbieta Dmoch (AR 5/76) war große Klasse. Es ist die Nr. 1 unter allen, die bisher gedruckt wurden.

Soldat Claudio Marks

Berufsbilder

Für alle Berufe gibt es sogenannte Berufsbilder. Trifft das auch auf militärische Berufe zu und wo kann man sie einsehen?

Karsten Joge, Oberwiesenthal

Ja, die gibt es. Sie sind in speziellen Berufsbilder-Katalogen, getrennt nach Offiziers- und Unteroffiziersberufen, zusammengefaßt und auch in einzelnen Faltblättern erhältlich. Wenden Sie sich dazu bitte an den Beauftragten für militärische Nachwuchsgewinnung in der Schule bzw. an das Wehrkreiskommando.

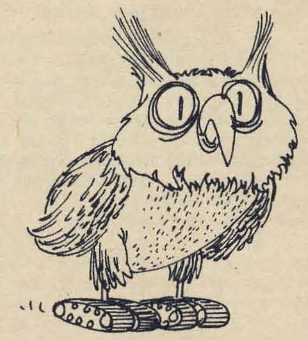
Schnüre zur Repräsentation

Ich habe gehört, daß es ab 1. 3. 1976, dem 20. Jahrestag der NVA, Schnüre zur Uniform gibt. Könnten Sie dazu einiges erläutern?

Gerhard Klein, Jena

Es handelt sich dabei um Achselschnüre, mit denen Generale, Admirale, Berufsoffiziere, Offiziere auf Zeit und Offiziere der Reserve ausgestattet wurden. Sie werden zur Parade-, Gesellschafts- und Ausgangsuniform getragen. Neu eingeführt wurden ferner Repräsentationsschnüre für die Angehörigen des Wachregiments Berlin (unser Bild: Ehrenposten), des Zentralen Orchesters der NVA, des Stabsmusikkorps Berlin und dessen Spielmannszug. Sie werden bei zentralen militärischen Zeremoniellen getragen.





Sehen bei Nacht

Wozu dient die Infrarottechnik eines Panzers?

Falk Grunert, Karl-Marx-Stadt

Sie ermöglicht es der Besatzung, Objekte im Gelände auch bei Nacht zu erkennen. Die Geräte arbeiten nach dem Prinzip der Ausnutzung von unsichtbaren, infraroten (Wärme-)Strahlen, mit deren Hilfe die Objekte auf einem Bildschirm sichtbar gemacht werden. Es sind also Wärmepeilgeräte, Nachtsichtgeräte und zielsuchende Geräte. Sie helfen der Besatzung bei Nacht, das Gefechtsfeld aufzuklären, sicher zu fahren und gegnerische Ziele mit gezieltem Feuer wirksam zu bekämpfen.

Sehr gut

...fand ich im Maiheft das Generalsporträt, die aktuelle Umfrage und die farbige Bildreportage über die Nachrichtensoldaten. Besonders hat mir imponiert, wie dort die Parteimitglieder der SED mit gutem Beispiel vorangehen und den anderen helfen. So muß es sein! Nochmals: Gratulation für dieses ausgezeichnete Heft zum IX. Parteitag der SED.

Sylvia Ratzberg, Erfurt

Von Anfang bis Ende

...gefällt mir die AR jedesmal. Obwohl ich nur Gelegenheitskäufer bin, verhilft sie mir doch bei meiner Arbeit zu Argumenten in der täglichen Praxis.

Reiner Trepesch, Karl-Marx-Stadt

AR-Markt

Angeboten werden: AR 4/1966 bis 12/1975 (ohne 4/1975), pro Jahrgang 4,50 M, von Hans Pursche, 7125 Liebertwolkwitz, Störmthaler Straße 31 – AR 7/1968 bis 12/1969, Jahrgänge 1970 bis 1975 komplett (pro Jahrgang 5,– M), von Lutz Hippauf, 53 Weimar, Heinrich-Rau-Straße 31.

Gesucht werden: Hefte 1, 4 bis 6, 8, 9 und 11/1973; 1, 3, 4, 8 und 11/1974; 3 und 6/1975 sowie Farbposter aus den Ausgaben 1 bis 8/1975 von Volker Wegner, 15 Potsdam, Käuzchenweg 25.

AR als Ehestifter

Im Heft 4/76 fragte Soldat Klaus Kuhn, ob durch Briefwünsche von Mädchen in der AR schon Ehen gestiftet wurden. Ich kann darauf mit ja antworten, denn ich habe durch Euch meinen Mann kennengelernt. Er ist Matrose bei der Volksmarine.

Elke Daße, Quedlinburg

Ein Berg von Post traf bei mir ein, darunter auch von meinem jetzigen Ehemann. Schon nach einigen Monaten unternahmen wir den Schritt zum JA und sind sehr glücklich darüber. Gemeinsame Interessen und die Achtung voreinander waren und sind bisher unsere Begleiter. Wir haben uns also durch die AR kennengelernt und sind ihr bis heute treu geblieben.

E. und S. Gille, Dresden

Stundung von Zahlungsverpflichtungen

Ich bin AWG-Mitglied. Was wird mit der Zahlung meiner Genossenschaftsanteile, wenn ich einberufen werde und nur Wehrsold erhalte?

Dieter Konetzky, Dresden

Auf Antrag kann diese Zahlungsverpflichtung für die Dauer des Grundwehrdienstes gestundet werden. Das trifft auch auf andere Zahlungsverpflichtungen zu wie etwa Kredite, freiwillig eingegangene Versicherungsbeiträge (Sach- und Lebensversicherungen) und anderes. Allerdings müssen diese Zahlungsverpflichtungen schon vor der Einberufung bestanden haben.

Unterwasserfahrweiten

Wie haben sich in den letzten beiden Jahrzehnten die Unterwasserfahrweiten der sowjetischen U-Boote entwickelt?

Matrose Heinz Gehrke

Sie betrugen 1954 – 50000 km, 1956 – 80000 km, 1960 – 110000 km, 1965 – 170000 km. Seit etwa 1970 sind sie unbegrenzt.

Briefwechsel

...mit einem Berufssoldaten der Volksmarine wünscht H. Hornitschak (25), 7817 Schwarzheide, Str. d. 20. Jahrestages 12d – mit einem Offiziersschüler oder Offizier: Birgit Voigt (18½, Abiturientin), 8705 Ebersbach, Fuchsstraße 12 – mit einem Matrosen oder Offiziersschüler: Monika Schliter (21), 8142 Radeberg, Lotzdorfer Straße 24 – mit einem NVA-Angehörigen: Karin Schwabe (21), 4851 Leißling, Postfach 618.

Mit einem Panzerkommandanten

...möchten sich die Schüler Jens Mischke, 84 Riesa-Weida, Erfurter Straße 2d, und Klaus Bockhahn (12), 222 Wolgast, Ernst-Thälmann-Straße 9, schreiben.

IM AUGUST IN DEN KINOS



Die Leiden des jungen Werthers

Nach der „Lotte in Weimar" nun diese Lotte in Wetzlar, die Charlotte Buff noch, hübsche Tochter eines Amtmanns, die den dreiundzwanzigjährigen Goethe mit Allmacht anzog und fesselte. In Charlotte erblickte der junge Dichter die weibliche Verkörperung seiner Vorstellung vom natürlichen, unverbildeten, heiteren und arbeitsamen Menschen. Unter Qualen mußte er sich losreißen von ihr, nachdem sie ihm, ehe die eigene Liebe zu dem „lieben Jungen" völlig Gewalt über sie haben würde, die Bindung an Albert, ihren Verlobten, als unwiderruflich bedeutet hatte. Mit dem „Blute des eigenen Herzens" schrieb Goethe nieder, was ihn bewegte. In den „Leiden des jungen Werthers" tritt uns indes nicht nur Autobiographisches entgegen. Hier ist das Individuelle ins Allgemeine gestellt, in die Zwangsläufigkeiten der Zeit des feudalen Absolutismus. So wird der Bürgersohn Werther, vom herrschenden Adel oftmals in die Schranken gewiesen, zum Träger aufbegehrender Ideen. Helga Schütz schrieb das Szenarium, Egon Günther inszenierte die Wiederaufnahme des Goetheschen Werkes. Diesen sensiblen Vorgaben folgte einfühlsam die Kamera Erich Guskos. Entstanden ist ein bedeutender, den Zuschauer bannender Film: eine tragische Liebesgeschichte ohne Antiquiertes oder aufgezwungene Aktualität. Wesen und Erscheinung der Liebenden treten uns nahe, ihre leidenschaftlichen Gefühle haben nichts Unglaubhaftes, sie entspringen vielmehr einer Geistes- und Seelenlage, die man verstehen kann: Liebe ist nicht Sentimentalität. Liebe besteht vor der Vernunft, denn die Vernunft versagt sich nicht der Harmonie in der Natur, deren kostbarer Teil der Mensch ist.

Die Handlung wird im wesentlichen von drei Schauspielern getragen: Debütant Hans-Jürgen Wolf spielt den Werther mit natürlichem, von innen kommendem Charme. Katharina Thalbach, die anmutige Lotte, verdient das gleiche Attribut. Hilmar Baumann verkörpert, aber überzeichnet nicht den moralischen Gegenpol (Albert). Seine absolute Sekretärskorrektheit, seine zu Mitempfindungsunfähigkeit gewordene strikte Achtung vor dem herrschenden Gesetz und überlebten Bräuchen stempeln ihn nicht zum „Bösen" schlechthin.

Ein DEFA-Film, der die Berufung auf Goethe nicht zu scheuen hat.

Günter Gehrmann

Unser stiller Mann (DEFA) – Eine humorvolle, nachdenkenswerte Brigadegeschichte von hier und heute. (Siehe Juniheft der AR)

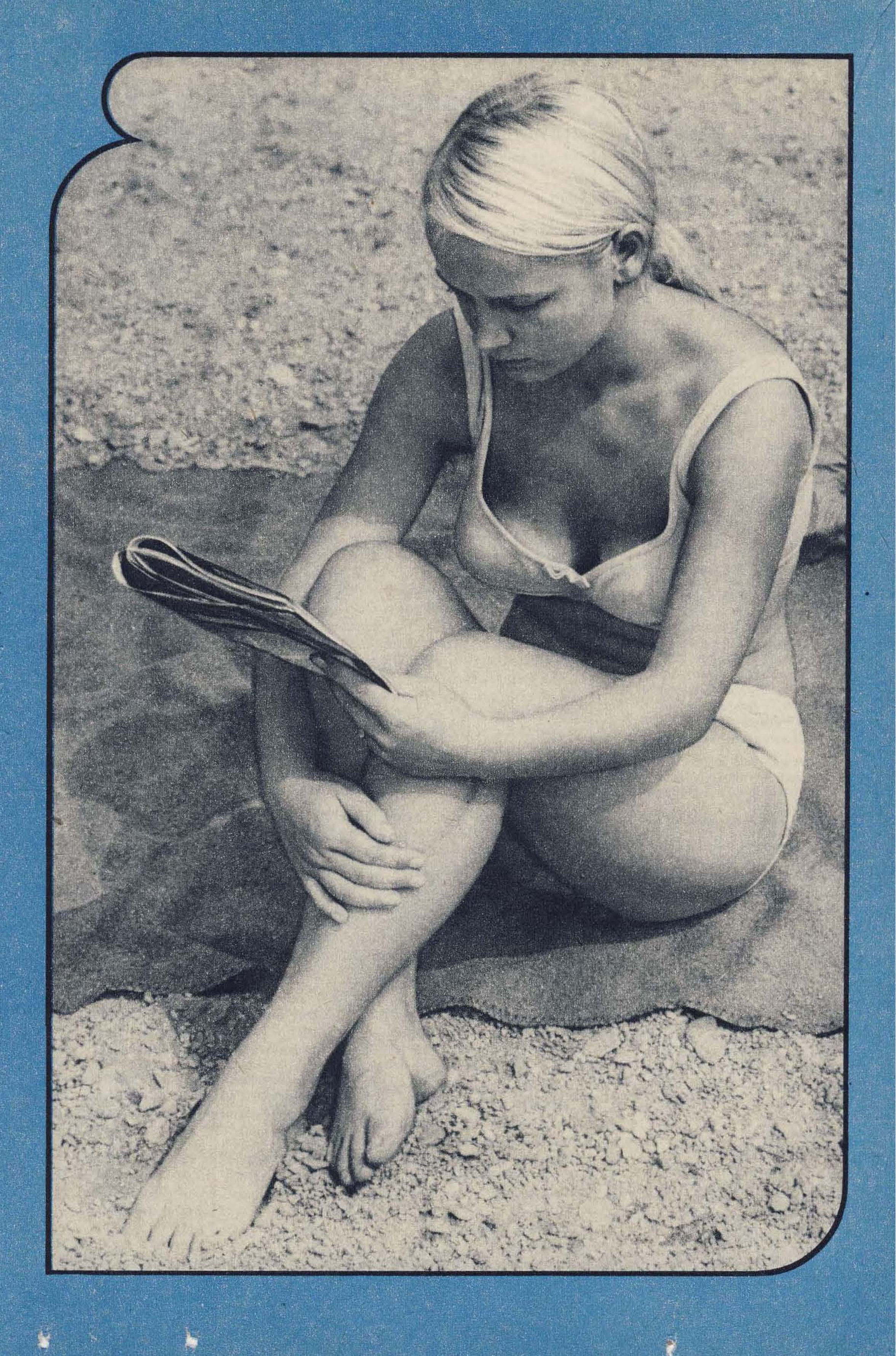
Laßt das mal Afonja machen (UdSSR) – Eine Filmkomödie um den Klempner-Nothelfer, den Rohrbrüche kalt lassen.

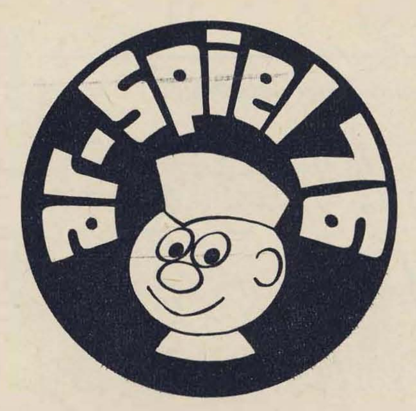
Ich kann dich nicht mehr lieben, Vater (VR Polen) – Die Welt der Erwachsenen, eine sogenannte glückliche Familie in den Augen Heranwachsender.

Der unvollendete Satz (Ungar. VR) – Die ungewöhnliche Wandlung eines Industriellensohnes.

Die verlorene Ehre der Katharina Blum (BRD) – Gewalt, wie sie entsteht und wohin sie führt. Nach dem Roman von Heinrich Böll.

Der Uhrmacher von Saint Paul (Frankreich) – Ein Kriminalfilm mit Philippe Noiret nach einem Roman des Maigret-Autors Simenon.





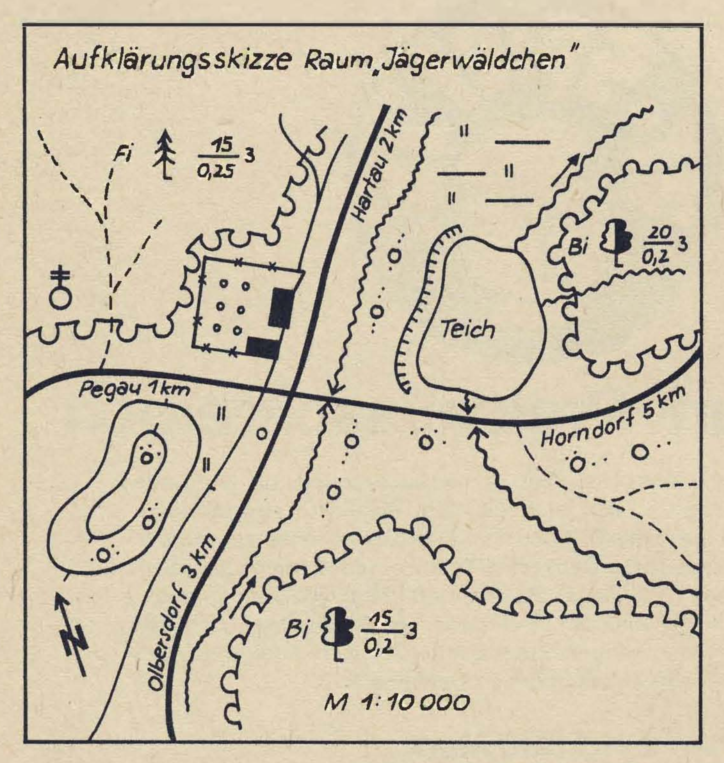
10000-Mark-Preisausschreiben

Aller guten Dinge sind drei. Und hier ist sie auch schon, die 3. Runde im AR-Spiel 76. Ich hoffe, Euch ist noch nicht die Puste ausgegangen. Denn Heini Schlauberger braucht noch mal Eure Gedankenblitze, um das von Willy Moese ausgetüftelte Denksport-Training (erfolgreich) zu überstehen. Meine Adresse: 1055 Berlin, Postfach 46130 (Redaktion „Armee-Rundschau"). Eure Karten müssen spätestens am 31. August 1976 abgestempelt sein. Unter den richtigen Einsendungen lose ich unter Ausschluß des Rechtsweges folgende Gewinne aus:

1 × 1500 Mark
1 × 1000 Mark
2 × 500 Mark
3 × 250 Mark
5 × 100 Mark
6 × 50 Mark
20 × 20 Mark
30 × 10 Mark
30 × 1 Buch



* *



Also, worum geht es heute?

Zunächst Nr. 1: Drückte mir doch Willy neulich eine Geländeskizze in die Hand und verlangte von mir eine originalgetreue Nachzeichnung. Offenbar wollte er meine soldatisch-kartenzeichnerischen Fähigkeiten testen. Ich hab' mir alle Mühe gegeben, aber ob's mir gelungen ist . . . ? Willy Moese sagte jedenfalls, es wären ein paar Fehler drin, ich hätte nicht alles richtig übertragen. Seht Ihr das auch so? Wenn ja, dann schreibt mir ganz schnell, **wieviele Fehler** ich gemacht habe!

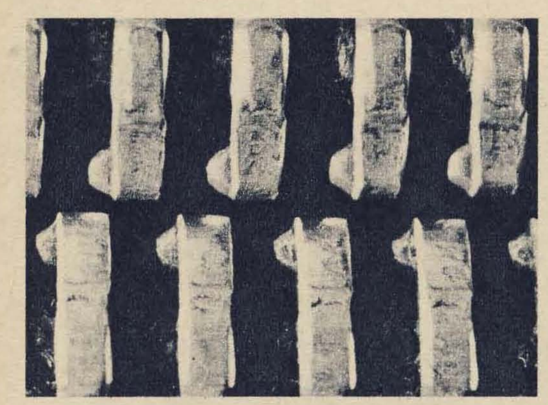
Und nun zu Nr. 2: Dafür brauche ich noch mal Eure scharfen Adleraugen, gepaart mit etwas kriminalistischem Instinkt. **Was zeigen die sechs Fotos?** Zu jedem Bild gibt es drei Antwortvarianten. Welche davon ist jeweils die richtige? Schreibt also weiterhin auf Eure Postkarte, worum es sich bei jedem Foto handelt (Buchstabe der nach Eurer Meinung richtigen Antwort genügt)!

Leute, laßt mich auch dieses Mal nicht im Stich! Viel Spaß beim Raten! Dafür, daß Eure Anstrengungen mit einem Gewinn belohnt werden, drückt die Daumen

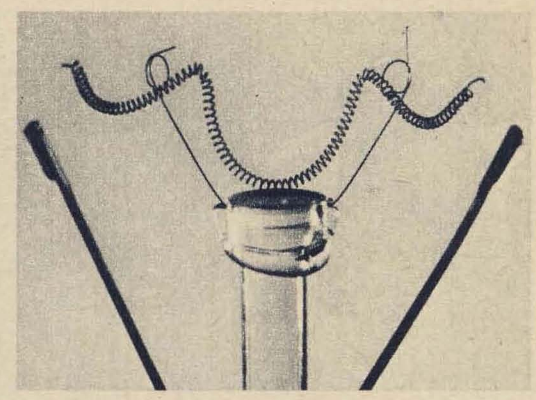
Euer Soldat
Heini Schlauberger

* *

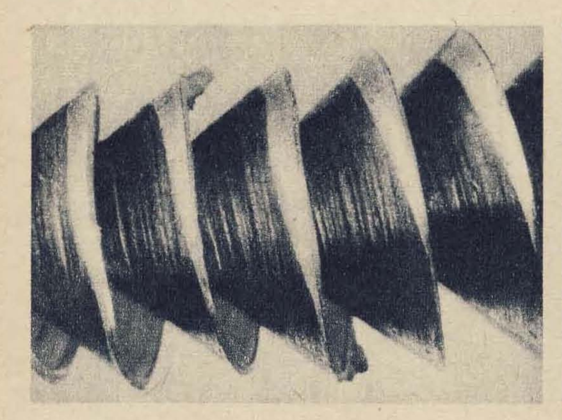




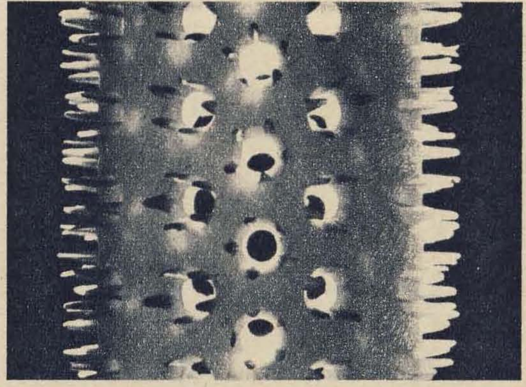
1. a) Glieder einer Panzerkette
   b) Baggergreifer
   c) Reißverschluß



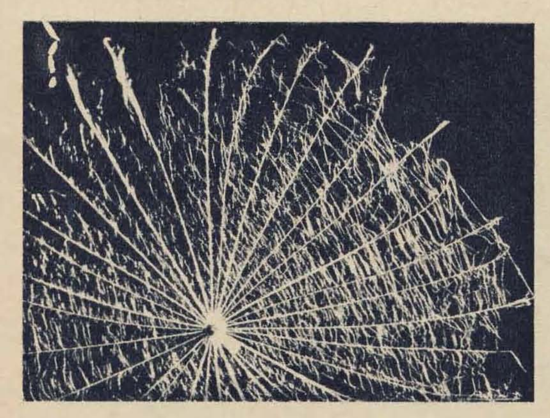
4. a) defekter Glühfaden einer Glühlampe
   b) Funkmeß-Spezialantenne
   c) Exponat „Morgen" der angewandten Kunst



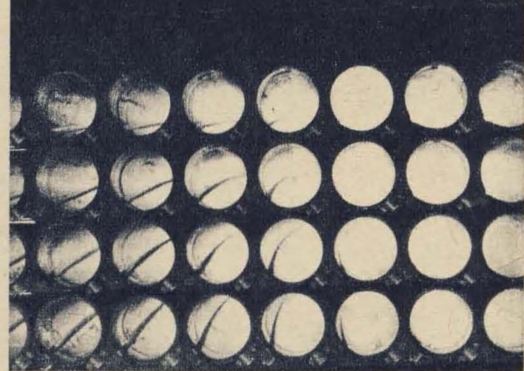
2. a) aufgestapelte Stahlhelmrohlinge
   b) Drehspan
   c) Stoßdämpfer



5. a) Befeuerungsleuchte eines Flugplatzes
   b) lichtdurchfluteter Lockenwickler
   c) Makroaufnahme eines Schutzmaskenfilters

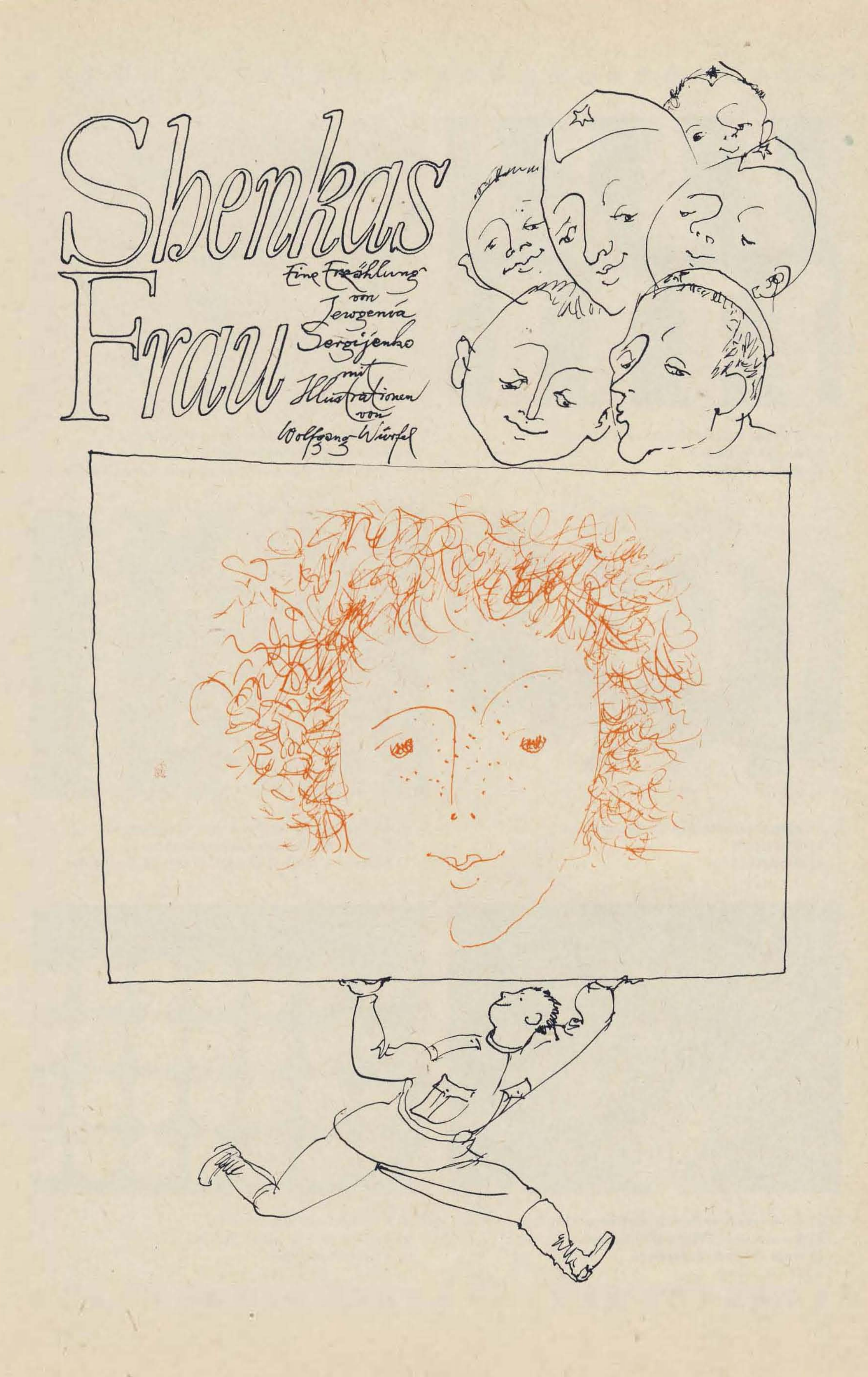


3. a) Tarnnetz (vor dem Nachthimmel aufgenommen)
   b) Samen vom Wiesenbocksbart
   c) Netz einer Kreuzspinne



6. a) Rohrverlegungsautomat
   b) Brennkammer einer Rakete
   c) Geschoßwerfer

* *


Shenkas Frau
Eine Erzählung von Jewgenia Sergijenko
mit Illustrationen von Wolfgang Würfel

Unsere Kompanie ist eine verschworene Gemeinschaft. Die Nachbareinheiten stehen auch nicht gerade schlecht da, aber ich als Soldat Koreschkow bin's zufrieden, daß ich gerade in unserer Kompanie diene.
Wir wissen stets alles voneinander. Wonach sich einer sehnt, wem weh ums Herz ist und sogar, wem ein Liebeskummer gilt. Jeder fühlt mit seinem Kameraden mit, als ginge es um ein entscheidendes Fußballspiel. Daraus erklärt sich wohl auch, daß unsere Einheit rein aus dem Häuschen geriet, als eines Tages während einer Pause jemand in die geöffnete Tür des Unterrichtsraumes rief: „Soldat Dobrow! Raustreten! Ihre Frau ist da."
Shenka Dobrow drehte sich verdutzt um die eigene Achse, dann überlegte er, nach welcher Seite der Ausgang lag, und schon spurtete er durch den Korridor der Kaserne, während seine eisenbeschlagenen Stiefelabsätze rasch und takkend wie eine MG-Garbe klapperten.
Wir waren drauf und dran, ihm nachzusetzen, aber Sergeant Bogdanow riß uns rechtzeitig zurück mit der Bemerkung: „Massenlauf ist erst für nächsten Sonntag angesetzt. Ihr wollt wohl eure Unerzogenheit unter Beweis stellen und Maulaffen feilhalten?"
Nein, das wollten wir gerade nicht.
„Aber es ist doch Shenkas Frau!" versuchte ich uns alle zu rechtfertigen. Der Sergeant mimte Gleichgültigkeit, doch die gelang ihm nicht gerade überzeugend. Auch er war im Grunde neidisch über diesen unverhofften Besuch und sagte dann unverhohlen laut:
„Manchen gibt's der Herr im Schlaf!"
Wir bekräftigten seine Worte mit einem kollektiven Seufzer, wobei wir der Luft etwa drei Kubik Sauerstoff entnahmen. Zwei von unseren Kameraden hatten Sergeant Bogdanow Briefumschläge mit Blümchen geschenkt. Er schrieb nämlich zweimal täglich an das Mädchen, dessen Foto er stets in seiner Brusttasche bei sich trug. Früher hatte er sie als seine Braut bezeichnet, aber seit seinem Urlaub vor etwa drei Monaten nannte er seine Liebste etwas hochtrabend Gattin.
In der Kompanie gab es nur zwei verheiratete Kameraden, das waren Soldat Dobrow und Sergeant Bogdanow. Alle übrigen schienen eingefleischte und unerschütterliche Junggesellen zu sein. Allerdings bewegten sich drei oder gar vier andere ziemlich wacklig auf dem Grat ihrer Hagestolz-Überzeugungen, und daran waren unsere Patenschaftsbeziehungen zur Konfektionsfabrik Nr. 2 schuld.
Shenka Dobrow diente bereits acht Monate in der Armee. Seit zwei Jahren war er verheiratet. Für ihn gab es keine höhere Autorität als seine Frau. Erst nach geraumer Zeit erfuhren wir ihren Namen, denn Shenka sprach bis dahin immer ehrfurchtsvoll und stolz: „Meine Frau!" Und wie glücklich die grauen versonnenen Augen des hochaufgeschossenen und breitschultrigen Burschen dabei strahlten! „Meine Frau meint... Meine Frau sagt... Meine Frau rät...", hörten wir von ihm mindestens ein Dutzendmal am Tag. Zuerst lachten wir darüber, aber bald gewöhnten wir uns daran und kratzten uns nachdenklich den Hinterkopf in der Erkenntnis: „Ist das aber ein Pantoffelheld!"
„Der ist reingefallen, unter den Rocksaum seiner Alten geraten und freut sich noch darüber!"
„Den hat sie aber eingewickelt!"
„Muß das ein herrisches Weib sein..."
Unsere Spötteleien rührten Shenka nicht. Er sah uns nachsichtig lächelnd an, als wollte er sagen: Was versteht denn ihr Bürschchen schon vom Familienleben?
Shenka rauchte nicht, denn seine Frau versicherte, das Rauchen schade der Gesundheit. Shenka ging auch nicht mit in den Klub der Konfektionsfabrik zum Tanz. Seine Frau meinte, dies sei für ihn verlorene Zeit. Also paukte er Physik und eine Fremdsprache, denn seine Frau hatte ihm geraten, sich nach dem Armeedienst an einer Hochschule zu bewerben. Shenka vermied auch zu fluchen, selbst in schwierigen Situationen ließ er sich nicht dazu hinreißen.
„Meine Frau meint, Flüche sagen etwas aus über den Intelligenzgrad eines Mannes." Nun, so gesehen, müßte man sich wohl oder übel mal Gedanken darüber machen.
Shenkas Frau hatte gerade das vierte Studienjahr an der Pädagogischen Hochschule begonnen und lebte in unseren Vorstellungen als respektheischende, kräftig gebaute Frau mit Brille. Eine unnachsichtige Lehrerin. Wir alle waren ja noch vor wenigen Jahren Schüler gewesen und hatten die Angst vor der Wandtafel noch nicht ganz überwunden. Als wir in der Komsomolversammlung einen neuen Sekretär wählten, stimmte die gesamte Kompanie für Jewgeni Dobrow, weil wir uns keinen positiveren Kandidaten vorstellen konnten. Und nun stürmte also unser Komsomolsekretär auf die Wachstube zu, und wir waren mit dem Herzen dabei.
„Man müßte jemand zur Aufklärung schicken", schlug ich vor, denn es waren noch gut zwanzig Minuten Pause. „Senetschka soll gehen", beschloß Andrej Kossyrew, „Senetschka wird sich unter Deckung des Staketenzauns unbemerkt anschleichen."
Alle wieherten los. Senetschka Pysh ist nämlich der Kleinste in der Kompanie. „Los, Pysh! Klär' das auf, und gib acht, daß du dem Prachtweib nicht zu nahe kommst. Womöglich erdrückt sie dich mit ihrer Architektur oder durch ihre moralische Überzeugungskraft!"
„Und steck deine Nase nicht in die Tasche mit den Geschenken, sonst purzelst du hinein und gerätst in Gefangenschaft."

„Ach, hol euch der Teufel!“ erwiderte Senetschka beleidigt. „Gehört sich das, gegenüber einer Frau so die Zunge zu wetzen?“
„Na schön, dann geh' ich als Freiwilliger“, ließ sich Wolodja Samochwalow unbeirrt vernehmen, der ein verteufelt hübscher Bursche und höchst gewandter Süßholzraspler war. Er hatte sich bei geselligen Abenden als Conférencier einen Namen gemacht, deklamierte Gedichte und Fabeln und tat sich besonders auf gemeinsamen Veranstaltungen mit den Mädchen der Konfektionsfabrik hervor.
„Du bist hier falsch am Platze“, entschieden wir. „Du paßt gut zu den unverheirateten Näherinnen, aber in diesem delikaten Falle kannst du ein ganzes Familienglück zerstören.“
„Aber, wie kommt ihr mir vor, Jungs? Bin ich etwa 'n primitiver Gockel?“
„Sei nicht gleich beleidigt, Samochwalow. Jedem sein Spezialgebiet. Und außerdem: Sicherheit geht vor Risiko. Koreschkow wird gehen.“
„Na geh schon selbst, Sascha“, sagte Andrej Kossyrew zu mir.
So hohes Vertrauen schmeichelte mir nicht gerade. Also galt ich in den Augen der anderen als harmlos und unscheinbar, wie? Doch ich setzte mich in Marsch.
An der Wache war Shenka Dobrow nicht zu finden. Ich war froh, zu spät zu kommen und schickte mich an, in die Kompanie zurückzugehen. Doch da entdeckte ich auf einer der Bänke, hinter Fliederbüschen, das Ehepaar Dobrow. Neben Shenka hatte sich ein Vögelchen niedergelassen, anders könnte ich das zerbrechliche strubbelige Wesen nicht nennen. Ein zerzauster Spatz, der das Köpfchen drehte, mit den Flügelärmchen herumfuchtelte und Päckchen und Tüten aus seinem Köfferchen herauslangte, wobei sich immer wieder neues klangvoll tönendes Gezwitscher über Shenka ergoß.
Hypnotisiert und entzückt bestaunte Shenka seinen Spatz wie das achte Weltwunder. Er war im siebenten Himmel. Etwa so mußten alle ins Paradies gelangten Leute aussehen. Als mich Shenka in meiner Erstarrung wahrgenommen hatte, rief er mich zu sich und sagte: „Sascha, laß dich vorstellen! Das ist meine Ludotschka.“
Ludotschka seufzte zufrieden, reichte mir ihre Rechte und fragte: „Sie sind Shenkas Kamerad?“
„Ja, einer von vielen“, sagte ich und setzte mich ins Gras. Ich hatte plötzlich den Wunsch, bei ihnen zu bleiben.
Das schmale, schmächtige Mädelchen mit den großen und hellen Augen, in denen mehr Freude Platz hatte als Wasser in ganzen Ozeanen, überschüttete unseren Shenka mit soviel Glück, daß sich freudige Spritzer als Sonnenflecken ringsum versprühten und auch ich davon etwas abbekam. Als habe sie die lange Monate währende Freude auf dieses Wiedersehen aufgespeichert, um sie nun überreichlich mit einem Male auszugießen.
Shenka steckte mir eine Handvoll Konfekt zu, doch ich verharrte regungslos. Nie zuvor hatte ich beobachten können, wie maßlos glücklich zwei Menschen darüber sein können, einander nichts als ansehen zu dürfen. Endlich begriff ich, daß sie ohne Zeugen noch glücklicher sein würden und ging.
Die Kompanie stürzte sich auf mich wie auf den neuesten Sportbericht.
„Na, wie ist sie?“
Ich zuckte verwirrt die Achseln, wußte nicht, wie ich den Jungs schildern sollte, daß auf einer Bank neben unserem Shenka ein Sonnenstrahl in buntem Rock und winzigem Blüschen saß.
„Nichts Besonderes, wie?“ soufflierte Samochwalow. Ich erinnerte mich der Augen Ludotschkas, die so strahlend und vielfältig geschliffen schienen wie Diamanten, dachte, daß ihr schneeweißes Blüschen gewiß aus zwei Taschentüchern genäht war und sagte oder seufzte eher: „Ist was ganz Besonderes!“
Andrej Kossyrew legte mir die Hand auf die Schulter und schlußfolgerte:
„Der ist hin. Liebe auf den ersten Blick. Aber glauben kann man's ihm.“
Am Abend teilten sich unsere Meinungen, allerdings nur für einige Minuten.
Vor dem Soldatenklub stellte Dobrow seiner Ludmilla vor Kinobeginn die ganze Kompanie vor – außer den Stubendiensten und so.
Wie eine Prinzessin auf einem diplomatischen Empfang drückte sie jedem von uns die Hand, und jeder bekam einen strahlenden Blick wie ein gleißendes, lustiges Stäubchen ins Auge, das den ganzen Abend über darin blieb. Wir als wählerische und erfahrene Junggesellen hatten bereits die Maßstäbe vergessen, die Soldaten an die äußere Erscheinung der Mädchen legen. Offen gestanden, musterten wir jedes vorübergehende Mädchen aufmerksam und stießen, sobald uns eine gefiel, leise Pfiffe aus. Manch ein schüchternes Geschöpf passierte zuweilen halbtot vor Verlegenheit einen ganzen Zug Soldaten, schlug die Augen nieder und ging wie auf Messers Schneide, puterrot von Kopf bis Fuß. Wenn aber solch ein Schwarm selbstsicherer Männer im „Rührt-euch“ dasteht? Da versucht sich jeder von der besten Seite zu zeigen, mit all seiner Klugheit und seinem Witz zu glänzen und als Wertschätzer weiblicher Schönheit zu gelten.
Aber Ludotschka gegenüber vergaßen wir alles. Und dabei war sie doch keineswegs eine Schönheit! Sommersprossen gab's in ihrem Gesicht so viele wie die Milchstraße Sterne hat, und allesamt so golden wie ihr Haar. Von der Frisur



ganz zu schweigen! Für solche Strubbeln würden einem Soldaten zwei Strafdienste pro Woche verpaßt. Da wirbeln verschiedene Haarbüsche wild durcheinander, und jedes einzelne Härchen gleißt in der Sonne und scheint förmlich zu bitten, daß man ordnend darüber streichelt. Wir umdrängten die Dobrows und foppten uns gegenseitig, balzten förmlich durcheinander. Aber Senetschka übertraf uns allesamt. Er reichte Ludotschka eine Tafel Schokolade und erklärte, schüchtern, jede direkte Anrede vermeidend:
„Das, Genossin Dobrowa, ist für Sie. Von der ganzen Kompanie.“ Ludotschkas Augen leuchteten dankbar auf. Nein, nicht für die Schokolade dankte sie. Sie brach die Tafel in kleine Stückchen und reichte jedem der Nahestehenden seinen Teil. Und ihr Blick sagte uns etwas über uns selber, was wir voller Staunen zum erstenmal an uns erkannten. Wir glaubten uns aufeinmal erwachsener und reifer geworden.
Mit Müh' und Not eiste sich Shenka mit seinem Vögelchen von uns los. Wolodja Samochwalow versuchte kurz darauf seinen Kommentar zu geben.
„Laut Angaben des Hauses der Modelle zu Paris ist die Durchschnittsgröße der Frau 1,57, die Hüftweite...“

Fortsetzung auf Seite 31

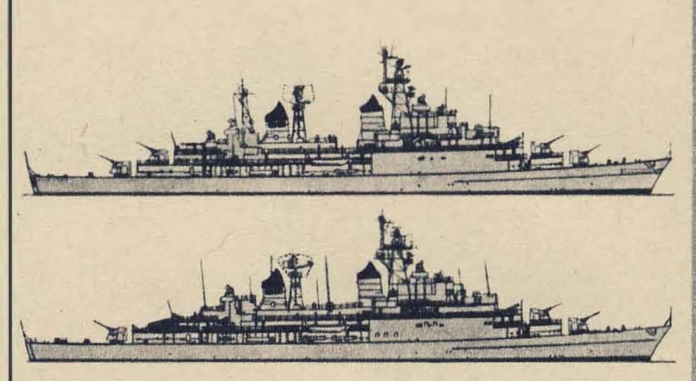


Fünf Geheimdienste unterhält der Aggressorstaat Israel: Das Zentrale Nachrichten- und Sicherheitsamt (Mossad), den Nachrichtendienst der Streitkräfte (AMAN), den Allgemeinen Sicherheitsdienst (Shabak), die Forschungsabteilung des Außenministeriums und das Polizeiamt zur Untersuchung besonders wichtiger Angelegenheiten. Ihre Spionagearbeit wird von einem staatlichen Koordinationskomitee in Tel Aviv gelenkt. Nach einem Bericht des englischen „Daily Express" liegen die israelischen Staatsausgaben für Spionage und Gegenspionage weit über jenen 12 Mio Pfund Sterling, die Großbritannien jährlich für seinen Geheimdienst verwendet. Mindestens noch einmal soviel Gelder kommen von der zionistischen Weltorganisation, die ihre Zentrale in den USA hat. Demzufolge arbeiten die israelischen Geheimdienste in starkem Maße auch für das US-amerikanische Kriegsministerium und die Spionageabteilung des zionistischen Exekutivkomitees.

Mit dem Wettrüsten hat in den imperialistischen Hauptmächten die Militarisierung von Forschung und Entwicklung enorm zugenommen. Unsere Tabelle gibt eine Übersicht über Regierungsausgaben für Forschung und Entwicklung der Jahre 1970 bis 1972 in Prozent.

Raketentechnik	43,5
Flugzeuge und Hubschrauber	21,7
Schiffe für die Seestreitkräfte	10,2
Technik und Waffen für die Landstreitkräfte	9,3
Elektrotechnische Industrie	8,9
Chemische Industrie	3,5
Nahrungsmittelindustrie	0,3
Textilindustrie	0,2

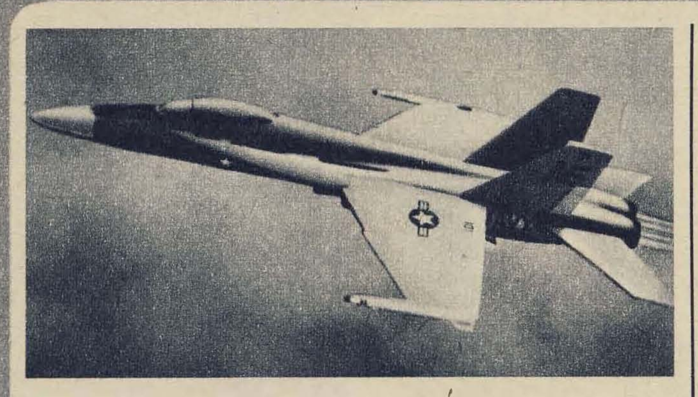
Streng militärisch gegliedert und zugleich in das Dunkel des Mystizismus gehüllt ist die rund 100000 Mitglieder umfassende Rassistenorganisation Ku Klux Klan, die 1865 gegründet worden ist und noch heute farbige Amerikaner terrorisiert. Die Grundzellen (Klaverns) vereinigen jeweils 10 bis 200 Mitglieder, geführt von einem „Exalted Cyclop" (Edler Zyklop). Mehrere Klaverns bilden eine Provinz, über die ein „Grand Titan" (Großer Riese) die oberste Kommandogewalt hat. An der Spitze der Gebiete, die wiederum mehrere Provinzen vereinigen, steht jeweils ein „Grand Dragon" (Großer Drache). Die Gebiete sind im „Invisible Empire" (Unsichtbares Reich) zusammengefaßt, dessen oberster Befehlshaber der „Grand Wizard" (Großer Zauberer) ist.



Auf modernere Waffensysteme werden bis zum nächsten Jahr die vier BRD-Zerstörer der Hamburg-Klasse umgerüstet; die der „Hessen" (D 184) ist bereits abgeschlossen. Nunmehr mit vier Einzelstartern für MM-38 „Exocet" Schiff-Schiff-Flugkörper bestückt, die gegen den dritten 100-mm-Turm ausgetauscht wurden, fällt an der Silhouette (Zeichnungen) vor allem das Fehlen des dritten Mastes auf. Die Lücke zwischen Schornstein und Aufbauten wurde geschlossen. Anstelle der beiden bisher üblichen Torpedorohre auf dem Seitendeck wurden vier neue, je zwei hintereinander, aufgenommen.

80000 Beschäftigte sind in den 64 staatlichen und weitere 60000 in den mit Staatsbeteiligung arbeitenden Rüstungsbetrieben Frankreichs tätig. Bereits in den sechziger Jahren waren 9,5 bis 12,7% aller Arbeitskräfte in der Armee und in der Rüstungsindustrie beschäftigt. Die größten Rüstungskonzerne sind Breguet-Dassault mit einem Anteil der Rüstungslieferungen von 75% am Handelsumsatz, Thomson-CSF mit 60%, Sagem (phon.) mit 50%, Compagnie Internationale de L'Informatique sowie Crouse (phon.) mit je 30%. Im Jahre 1970 entfiel die Hälfte aller Rüstungsaufträge der französischen Regierung auf den Breguet-Dassault-Konzern.

In Thailand werden 20% des Staatshaushaltes für Militärausgaben verwendet. Die militärisch stärkste sowie politisch aktivste und einflußreichste Teilstreitkraft ist das 135000 Mann starke Heer, das auf 200000 ausgebildete Reservisten zurückgreifen kann. Die Mannschaftsstärke der mit 110 Kampf- und 35 Transportflugzeugen sowie 52 Hubschraubern ausgerüsteten Luftwaffe beträgt 42000 Mann. In der Marine dienen 27000 Mann. Zu den paramilitärischen Kräften zählen die 14000 Mann starke und über 54 Hubschrauber gebietende Grenzpolizei sowie die 49000 Mann des „Freiwilligen Verteidigungskorps". Die führenden thailändischen Militärs sind eng mit großbürgerlichen Wirtschaftskreisen verfilzt. Beispielsweise stand der bisherige Oberkommandierende der Streitkräfte „nebenbei" 243 kommerziellen und landwirtschaftlichen Unternehmen als Direktor vor. Das Verteidigungsministerium verwaltet eine größere Anzahl von Industriebetrieben und ist auch an kommerziellen Unternehmen beteiligt.



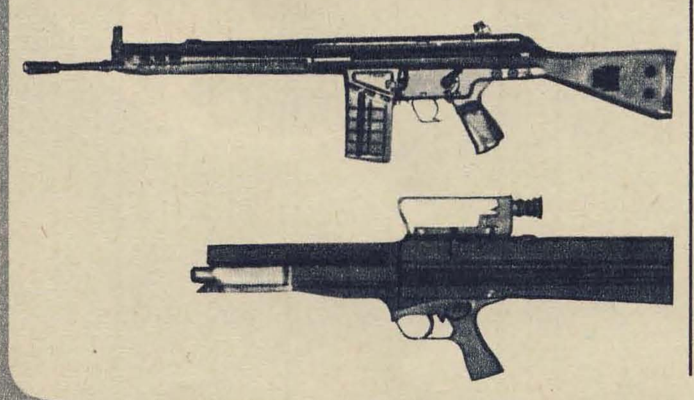
Auf Hochtouren läuft bei dem USA-Luftrüstungskonzern McDonnel-Douglas das 1,4-Mrd-Dollar-Programm zur Entwicklung des neuen Luftkampfjägers F-18 (Bild). Die US-Luftwaffe plant die Anschaffung von 800 Maschinen dieses Typs. Der Erstflug soll 1978 erfolgen.

Ein altes Soldatenlied, die „Walzende Mathilde", wurde von dem australischen Ministerpräsidenten M. Fraser am 4. Mai 1976 zur Nationalhymne erklärt. 1895 zum ersten Mal gesungen, wurde es bald zum Lieblingslied der australischen Armee. Die britische Hymne „God save the Queen" soll künftig nur bei offiziellen Anlässen erklingen, denen der englische Generalgouverneur als Vertreter der Königin beiwohnt.

Hülsenlose Munition des Kalibers 4,3 mm soll eine Handfeuerwaffe verschießen können, an deren Konstruktion in der BRD gearbeitet wird; unsere Zeichnungen zeigen den Prototyp der neuen Waffe (unten) im Vergleich zum Gewehr G-3. Bei einer Reichweite von 300 m soll das kleine Kaliber zu geringsten Waffen- und Munitionsabmessungen führen. Als Visier will man ein optisches Reflexvisier mit einfacher Vergrößerung und einem nachts zu beleuchtenden Fadenkreuz einsetzen. Das Magazin soll 50 Schuß fassen.

Am Golf von Izmir befindet sich in einer türkischen Werft das erste U-Boot aus eigener Produktion im Bau. Nach einer Mitteilung des Düsseldorfer „Handelsblattes" geschieht dies mit technischer Hilfe und technischen Zulieferungen der BRD. Da in Gölcük demnächst weitere 2000-ts-U-Boote auf Kiel gelegt werden sollen, liegt die Vermutung nahe, daß damit auch Zeichen für die nächste Etappe der U-Boot-Rüstung der BRD gesetzt werden.

Der Sympathiebekundung mit der faschistischen Militärjunta in Chile diente ein sogenannter nationaler Informationstag an der Führungsakademie der BRD-Bundeswehr in Hamburg. Den Hauptvortrag hielt mit Oberstleutnant Kraushaar ein Pinochet-Offizier, der zu dieser Zeit an einem Führungslehrgang für Truppenoffiziere an der Hamburger Ausbildungsstätte teilnahm.



IN EINEM SATZ

Als C-14 werden in der spanischen Luftwaffe die aus Frankreich gelieferten „Mirage" F-1 CE bezeichnet.

Australien hält in seiner Armee nach jüngsten Angaben 68876 Mann (9085 Offiziere) unter Waffen, wovon 31503 im Heer, 21316 in der Luftwaffe und 16057 in der Marine dienen.

Eine Laufzeit von vier Jahren hat das sogenannte Militärhilfeabkommen, das zwischen den USA und Griechenland unterzeichnet wurde.

HMS Illustrious soll der zweite 16000-ts-Kreuzer zur U-Boot-Bekämpfung heißen, der für die britische Marine im Bau ist.

Unter dem Verdacht, Waffen im Wert von 30 Mio Dollar an die New-Yorker Unterwelt verkauft zu haben, ist der Generalstabschef der Streitkräfte von El Salvador festgenommen worden.

Mit der 27. Gebirgsdivision erhält das französische Territorialheer zum 1. August dieses Jahres die vierte leichte Infanteriedivision.

Die BRD-Marine verfügt gegenwärtig über 184 Kriegs- und 94 Hilfsschiffe sowie 191 Flugzeuge der Seefliegerkräfte.

250 Raketentriebwerke zum Einbau in Kampfflugzeuge des Typs „Impala MK-2" hat das südafrikanische Rassistenregime nach einer Meldung des Londoner „The Guardian" aus Großbritannien erhalten.

In Intervallen bis Oktober 1976 findet unter dem Namen „Cloudy Chorus" eine Manöverserie mit Beteiligung von Luftwaffen- und Heeresverbänden aus sieben NATO-Armeen statt.

Mit Tränengas-Spraydosen wurde die Schweizergarde des Vatikans ausgerüstet.

In der Armee ausgebildete Scharfschützen wurden im australischen Gippsland zum Abschießen von rund 40000 Milchkühen eingesetzt, um „ein Gleichgewicht auf dem Markt zwischen Angebot und Nachfrage" zu schaffen.



Eine Woche Lampenfieber



Kein glockenheller Kammerton, sondern eher mißbilligendes Räuspern begleitete meinen Auftritt. Aus der Sicht der Akteure durchaus verständlich. Denn wenn man so wie ich kurz vor der Angst – sprich: Programmbeginn – als „Unbefugte" die Bühne stürmt . . .
Schließlich kam ich aber dennoch, quasi zwischen Stellprobe, Einsingen und „Landfeinmachen" vor und hinter den Kulissen, zu meinen Informationen: Das hier sind die derzeit besten Laiensänger und -musikanten der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung, aus nahezu 100 Gruppen ausgesucht. Gemeinsam mit Kabarettisten, Pantomimen, Zauberkünstlern und Rezitatoren stellten sie in einer Bühnenparade ihr volkskünstlerisches Talent unter Beweis. Für Statistiker: Es war die dritte Parade dieser Art. Erstmals dabei jedoch fünf schmucke Fähnriche eines sowjetischen Fliegertruppenteils. „Blaue Sterne" nennt sich ihre Combo. Und ihr Repertoire reicht von der Folklore über das politische Lied bis zum Beat. Letzterer war übrigens, allabendlich nach dem großen Auftritt, im gemütlicheren Kreis nochmals stark ge-







fragt. Und weil sie ihre Instrumente wirklich meisterhaft beherrschen, durften sie im Cottbuser Haus der NVA sogar unbeschwert mit den hauseigenen aufspielen – eine Ehre, die nur wenigen widerfährt.
Eine Woche waren die musikalischen Waffenbrüder gemeinsam unterwegs. Gastierten unter anderem an der Unteroffiziersschule „Harry Kuhn", an der Offiziershochschule „Franz Mehring", in einer sowjetischen Garnison sowie in den Truppenteilen „Fritz Schmenkel" und „Juri Gagarin". Brüderlich teilten sie in dieser Zeit Lampenfieber vor und Applaus nach jedem Auftritt. Die Phonstärke des Beifalls bewies ein ums andere Mal, daß die Volkskünstler in Uniform auch ihr „zweites Handwerk" bestens beherrschen. Und wohl keiner der Zuschauer im Saal ahnte, daß die Truppe aus den verschiedensten Gruppen zusammengewürfelt worden war und praktisch innerhalb von zwei Tagen für die Parade fit sein mußte. Aber Spaß hat's allen gemacht, den Aktiven auf der Bühne und den über 4000 genüßlich lauschenden Gästen. Und keiner war unter den jungen Musikern und Sängern, der nicht gern an der nächsten, der vierten Parade der Volkskunstschaffenden der LSK/LV teilnehmen möchte.

Gisela Schulz

Shenkas Frau

Fortsetzung von Seite 25

Senetschka Pysh unterbrach ihn entrüstet: „Bist mir ein schöner tiefschürfender Fachmann! Kannst du blöder Kölnisch-Wasser-Pinsel wirklich nicht begreifen, daß es wichtigere Dinge gibt als dein Nachgeplapper?"
„Schluß mit den Debatten!" mischte sich Andrej Kossyrew ein. Sein Wort galt immer so wie das von Sergeant Bogdanow selber.
„Shenkas Frau ist ein prima Kerl. Basta!"
In den nächsten Tagen sahen wir Ludotschka häufig. Auf einer Bank im Besucherpark wartete sie geduldig auf ihren Mann. Sie glich einem freundlichen Lagerfeuer, an dem man sich gern wärmte. Kam einer von uns zufällig vorüber, dann blieb er stehen, um mit dem jungen Paar zu plaudern.
Ludotschka hatte sich viele unserer Namen gemerkt und wußte, mit wem man interessant plauschen konnte.
Wolodja Samochwalow stelzte vor ihr herum und versuchte, durch Stimme und Pose Eindruck zu schinden. Wir mischten uns in diese Laienkunst nicht weiter ein. Blamiere sich jeder, so gut er kann.
Einmal begrüßte ich Ludotschka, als sie mit Shenka über die Ansichten vom Schönen sprach. „Sascha", fragte sie mich unvermittelt, „haben Sie noch niemals was geschrieben?"
Ich gestand ihr, was ich bisher vor der ganzen Kompanie geheimgehalten hatte: Ich gab zu, daß ich Gedichte verfaßte. Wie sie mich ansah! Als hätte ich einen kostbaren Fund gemacht und ihr die Hälfte davon abgegeben.
Zu Shenkas Glück war unsere Kompanie etwa fünf Tage mit der Kasernenrenovierung beschäftigt. Klar, im Sommer lassen alle den Maler kommen und ihre Wohnungen in Ordnung bringen. Aber nun trat noch ein wichtiges Ereignis in unser Soldatenleben: Eine Inspektion aus Moskau war angesagt. Inspektion! Welcher Soldat kennt nicht die Bedeutung dieses Wortes?!
Nun wurde geweißt und neu gestrichen, was nur irgendwie den Malerpinsel vertrug. Nur Himmel, Gras und Bäume blieben in ihrer bisherigen Form und Farbe erhalten. Büsche wurden gestutzt, Hecken verschnitten, Wege mit Sand bestreut. Dann belebten Losungen und Schautafeln unser Werk. Das Frauenkomitee putzte die Fenster im Traditionszimmer, Künstler zeichneten Porträts von Marschällen und den Besten des Ausbildungsjahres. Meine Gruppe strich den Zaun rings um den Besucherpark.
Ludotschka saß mitten im Fliedergebüsch auf einer Bank, und wir verscheuchten den Komsomolsekretär großmütig vom Farbeimer mit der Bemerkung: „Setz dich zum Schluß noch mal zu deinem Frauchen, schließlich reist sie morgen ab."
„Ja, morgen früh fährt sie", sagte Shenka mit erlöschender, fahler Stimme.
Ich weiß nicht, warum ich bald darauf hinter die lauschige Bank trat. Wollte ich einen Spaten packen oder was anderes tun? Jedenfalls verharrte ich hinter den Büschen, um – ich gestehe es – Shenka und seine Frau zu belauschen. Ich hätte gar zu gern die Worte vernommen, die sie einander beim Abschied sagten. Ich hätte Gedichte darüber schreiben mögen.
Aber ich bekam nichts zu hören. Sie schwiegen beide. Dafür gewahrte ich, wieviel Augen sagen können. Unser Komsomolsekretär biß auf einem Grashalm herum und sah seine Frau zärtlich an, als wollte er ihr all die Tage und Nächte schildern, da er sich nach ihr sehnen würde. Winter und Schneestürme würde es geben, Gepäckmärsche und Wachestehen, Sandstürme und Hitze, Übungen und Unterricht. Doch in seinem schweren Soldatenleben wird sie, seine Frau, ihm sein geliebter Stern sein. Und Ludotschkas Augen schienen zu sagen: „Ich warte auf dich, du bist für mich der einzige. Möge dir nichts widerfahren!"
Ludotschkas Augen leuchteten und strahlten, sie beschworen und vertrauten. Denn wenn man nicht vertraut, wie soll man dann als Mensch auf Erden leben können?
Am nächsten Tag strichen wir den Zaun fertig. Shenka schwieg. Er glich einer bleichen, unentwickelten Kopie seiner selbst. Auch wir waren nicht eben gesprächig. Qualvoll verstrich die Zeit. Da ließ sich Andrej vernehmen: „Eh, ist das eine Langeweile! Wenn nur bald wieder mit einer Soldatenfrau zu rechnen wäre."
„Heiratet doch selber!" wandte sich da Shenka an uns. „Heiratet nur!"
Er lächelte verträumt und zärtlich. Dann sprach er: „Meine Frau sagt, es ist die beste Zeit, wenn man aufeinander wartet und sich gegenseitig vertraut. Wenn man auf sein Glück vertraut. Die Zeit des Wartens ist voller Hoffnungen, und hoffen ist wunderbar. Vielleicht erfüllen sich unsere Sehnsüchte nicht alle, aber warten und fest daran glauben ist gut! Stimmt's, Jungs?"
Wir schwiegen. Was hätten wir auch dagegen sagen sollen? Stammten diese Worte doch von Shenkas Frau!

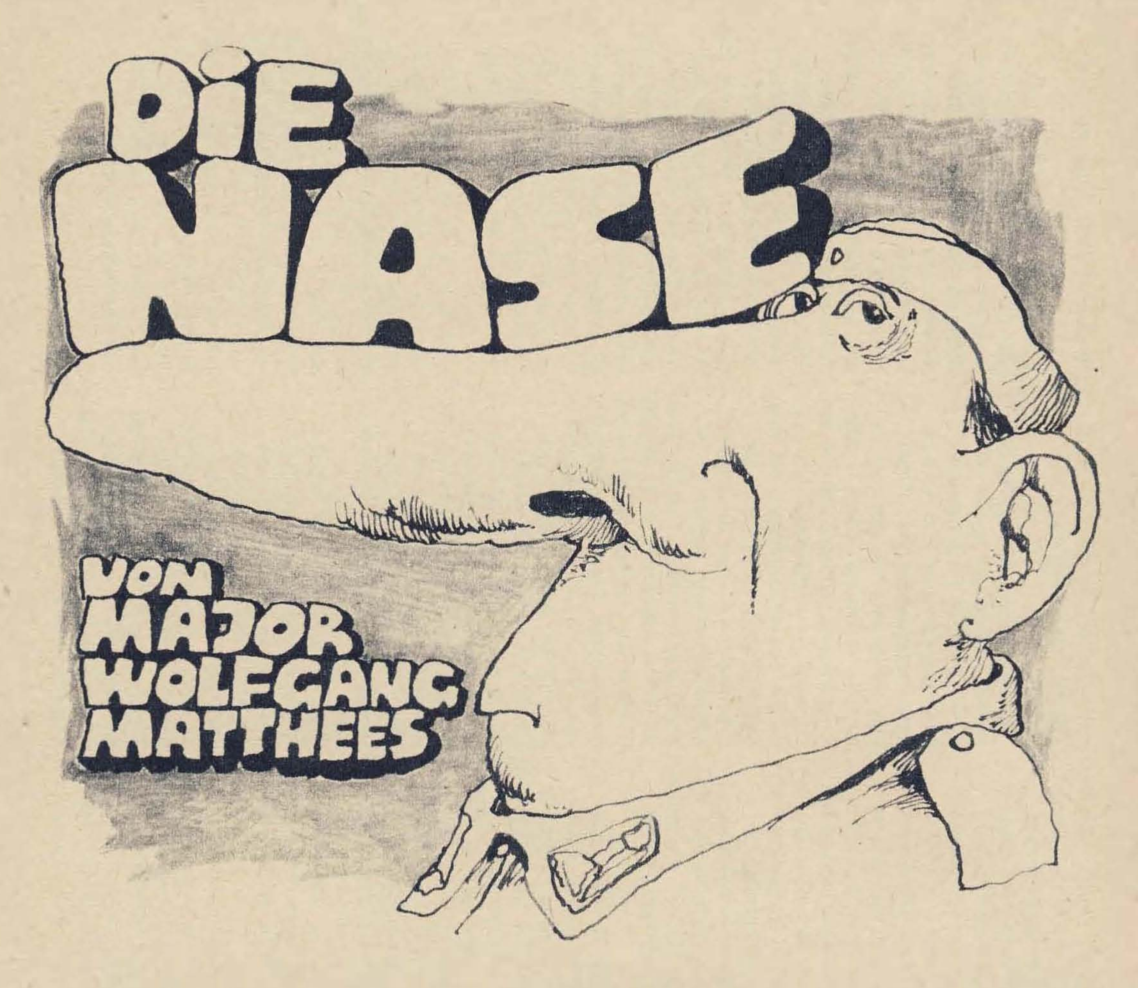
Aus dem Russischen von Sigrid Fischer



Sich 'nen Kopp machen

Soldaten diskutieren. Abends. Auf ihrer Stube. Zusammen mit ihrem Unteroffizier.
Worüber diskutieren Soldaten da? Natürlich auch über Ausgang, über Urlaub, über . . .
Und sie diskutieren über ihr – naja, Finalprodukt. Das hatten sie sich halt so angewöhnt. Zuvor, auf Arbeit. Da ging es vielleicht um Wohnungseinheiten. Oder auch um Hochseefrachter. Jetzt, bei der Armee, da heißt es schlicht und einfach Gefechtsbereitschaft. Und darüber macht man sich eben als Soldat 'nen Kopp. Selbstverständlich auch noch als Gefreiter und so weiter.
Man ist da sehr kritisch. Und der Genosse Minister findet das gut so.
Was man so zu kritisieren hat? Eigentlich am allerwenigsten, daß die Ausbildung zu hart wäre. Daß zu oft im Gelände geübt würde. Daß zu viel oder unter zu komplizierten Bedingungen geschossen würde.
Daß es auf Märschen mal öfter heiße: „Gas!" Oder: „Tiefflieger von rechts!" Oder: „Panzer von links!" Naja, darüber wird schon auch mal geschimpft. Aber nicht so richtig.
Nein, was einen schon eher aufregt, das ist etwas ganz anderes. Nämlich, daß es manchmal noch zu viel Leerlauf gibt in der Ausbildung, beispielsweise. Daß wertvolle Zeit noch vergammelt wird. Zeit, in der man hätte so viel lernen können. Hätte lernen müssen.
Darüber, zum Beispiel, diskutieren Soldaten. Abends. Auf ihrer Stube. Zusammen mit ihrem Unteroffizier.
Denn als Soldat hat man ja mehr als genug zu lernen und zu trainieren. Nicht zuerst guter Noten wegen. Auch nicht nur wegen des Bestenabzeichens oder wegen der Schützenschnur, um sich damit zu schmücken.
Klar, man will sich auch bewähren können. Will zeigen, was man so drauf hat. Aber das ist nur ein Grund, warum man über hohe Forderungen nicht so sehr diskutiert. Der andere steht in den Dokumenten der Partei. „Die Gewährleistung des Friedens und der Sicherheit erfordert auch von der Deutschen Demokratischen Republik die weitere Stärkung der Verteidigungsbereitschaft."
Soldaten diskutieren, weil's auch ihnen um Effektivität geht. Bei der Sicherung der Gefechtsbereitschaft ebenso wie beim Bau von Wohnungen oder Hochseefrachtern.
Im Gefecht, so sagen sie sich, da würde der Gegner wohl nicht erst mal anfragen, was er einem zumuten kann. Er würde keine Rücksicht darauf nehmen, wenn man das Waffenhandwerk vielleicht noch nicht so ganz perfekt beherrschte. Und nach den Gründen dafür würde er schon gar nicht fragen. Ihm wäre es nur recht so.
Wie hart und skrupellos Söldner imperialistischer Streitkräfte kämpfen, haben sie ja oft genug bewiesen. In über hundert Aggressionskriegen in den letzten dreißig Jahren. Und aus dem Verlauf der jüngsten NATO-Manöver läßt sich mit Gewißheit schließen, daß die Bundeswehrsoldaten darin keine Ausnahme sind.
Für uns kann es daher nur eines geben – wir müssen besser sein als jeder Aggressor. Im ureigensten Interesse jedes einzelnen. Und im gesamtgesellschaftlichen. Dabei können wir uns nicht allein auf die taktisch-technischen Daten unserer Kampftechnik verlassen. Wir müssen schneller und treffsicherer sein, ausdauernder und standhafter. Wir müssen die Befehle rascher, präziser, initiativreicher – eben zuverlässiger ausführen. Müssen unsere Waffen perfekter beherrschen. Und das alles so, daß es ernüchternd wirkt. Auf die Generale und auf die Grenadiere des Imperialismus. Denn das beste wär's, wenn wir's dadurch schafften, daß es gar nicht erst zum Gefecht käme.
Darum macht man sich halt als Soldat 'nen Kopp. Und dann diskutiert man eben. Über die Gefechtsbereitschaft, die persönliche wie die kollektive. In der FDJ-Versammlung. Im aktuell-politischen Gespräch. Abends, auf der Soldatenstube.
Und Fakt ist: Diejenigen Truppenteile und Einheiten erfüllen ihre Aufgaben am besten, in denen sich junge Soldaten Sorgen machen um das Niveau jeder Ausbildungsstunde, um die Einhaltung und Unterbietung aller Normen, um den Zustand ihrer Bewaffnung und ihrer Kampftechnik. Wo sich eben nicht nur die Genossen Vorgesetzten 'nen Kopp machen um die Gefechtsbereitschaft ihrer Gruppen, Züge, Kompanien.
Soldaten diskutieren. Nicht nur über Ausgang, Urlaub und so weiter. Sie diskutieren auch darüber, wie sie lernen können, noch treffsicherer zu schießen, um den Gegner mit dem ersten Schuß auf die größtmögliche Entfernung zu vernichten. Wie und wo jeder wertvolle Minuten einsparen kann, damit die Einheit das Objekt schneller verlassen und geschlossen ihre Gefechtsaufgabe erfüllen kann. Wie sie die Kampfeigenschaften ihrer Waffen und ihrer Technik noch wirkungsvoller nutzen können. Welchen Einfluß der einzelne durch sein diszipliniertes und kameradschaftliches Verhalten auf die Disziplin und die sozialistischen Beziehungen im ganzen Kollektiv ausüben kann. Wie es kommt, daß es bei den sowjetischen Freunden in diesen und jenen Dingen oft besser klappt.
Darüber diskutieren Soldaten. Mal sachlich-nüchtern, mal ein bißchen lauter und wenn's sein muß, auch mal mit derbem Spott. Aber immer in aller Kameradschaft. Denn man diskutiert ja mit seinen Genossen.
Soldaten machen sich 'nen Kopp um die Gefechtsbereitschaft. Sie diskutieren darüber. Weil sie die Beträge kennen, um die es geht. Weil sie es einfach ehrlich finden. Vor sich selbst, vor den Genossen. Und schon das ist, finde ich, ein gut Teil unserer Gefechtsbereitschaft.

Hauptmann K.-H. Melzer



Nieshorn hatte es nun doch erwischt. Oma Nolte rieb sich kichernd hinter der Gardine die gichtigen Hände, als Emil Nieshorn mit einem Köfferchen dem Kleinbahnhof zustrebte. Und Opa Nolte sagte: „Ja, ja, endlich werden dem Burschen die Hammelbeine langgezogen."

„Ihr könnt mich alle mal...", dachte Emil und hob seine Nase ein Stück höher. Das war zweifellos beeindruckend, denn Emil Nieshorn hatte das prächtigste Riechorgan des Dorfes. Es schien so angelegt zu sein, daß es sämtliche Wohlgerüche der Welt in sich aufnehmen könnte – voluminös betrachtet. Zudem hatte es noch eine weithin leuchtende Rotfärbung. Manche, die Nieshorn sahen, dachten da gleich an einen Säufer. Doch weit gefehlt, Emil Nieshorn verabscheute diesen Teufel aus tiefster Seele. Daß nun Oma und Opa Nolte seinen Abmarsch mit Freude registrierten, hat ebenfalls mit Emils Nase zu tun. Er hatte oft eins draufbekommen, teilte jedoch auch in gleicher Münze aus. Es stieg ihm verständlicherweise immer in die Nase, wenn jemand letztere zum Vorwand spöttischer Reden mißbrauchte. Wer hat das schon gern? Also versuchte Nieshorn, die Nasen seiner Spötter der eigenen anzugleichen. Deshalb ist es eigentlich unrecht, ihn in den Geruch eines Raufboldes schlechthin zu bringen.

Nieshorn warf noch einen galligen Blick auf den meckernd kichernden Opa Nolte und trollte sich zum Bahnhof.

„Was ist los?" fuhr er nach halbstündiger Reise erschrocken aus einem wohligen Schlummer auf. Eine antiquierte Dame richtete ihren zornigen Blick auf Emil oder besser auf den Vorsprung in seinem Gesicht und räsonierte pikiert: „Junger Mann, Ihr Schnarchen hält ja kein gesunder Mensch aus, geschweige denn ich, mit meinem Asthma." „Olle Zicke!", konnte Emil Nieshorn noch rechtzeitig nach innen verlagern.

In der Kreisstadt angekommen, nahm er nebst anderen Koffer- und Campingbeuteltragenden auf einem LKW Platz, und ab gings an eine Adresse mit fünfstelliger Postfachnummer. „Absitzen und in Doppelreihe antreten!" wurden sie dann von einem Silberbetreßten mit gewaltiger Stimme förmlich auf Schallwellen von ihrem Gefährt heruntergehoben. Der Silberne stellte sich als Mutter der Kompanie, als ihr Hauptfeldwebel, vor. Dieser ging die Reihen durch und beäugte aufmerksam seine Schützlinge. Bei Emil verweilte er etwas länger. Letzterer bekam schon feuchte Hände. „Haben Sie eine Entzündung?" forschte der Hauptfeldwebel. Nieshorn schaute hilfesuchend zu seinem Nachbarn. „N-n-nein!" stotterte er. „Das heißt ‚Nein, Genosse Hauptfeldwebel!' Also was ist mit Ihrer Nase, haben Sie sich etwa geprügelt?" Nieshorn spürte, wie es in ihm gallebitter hochstieg. Die anderen kicherten. „Hören Sie auf zu lachen", fuhr der Hauptfeldwebel mit respektheischender Stimme dazwischen. In ihm schien eine Ahnung über die Probleme des Emil aufzusteigen. Er dachte nur noch: ‚Der Junge hat solch eine Nase, daß er schon stolz darauf sein kann.'

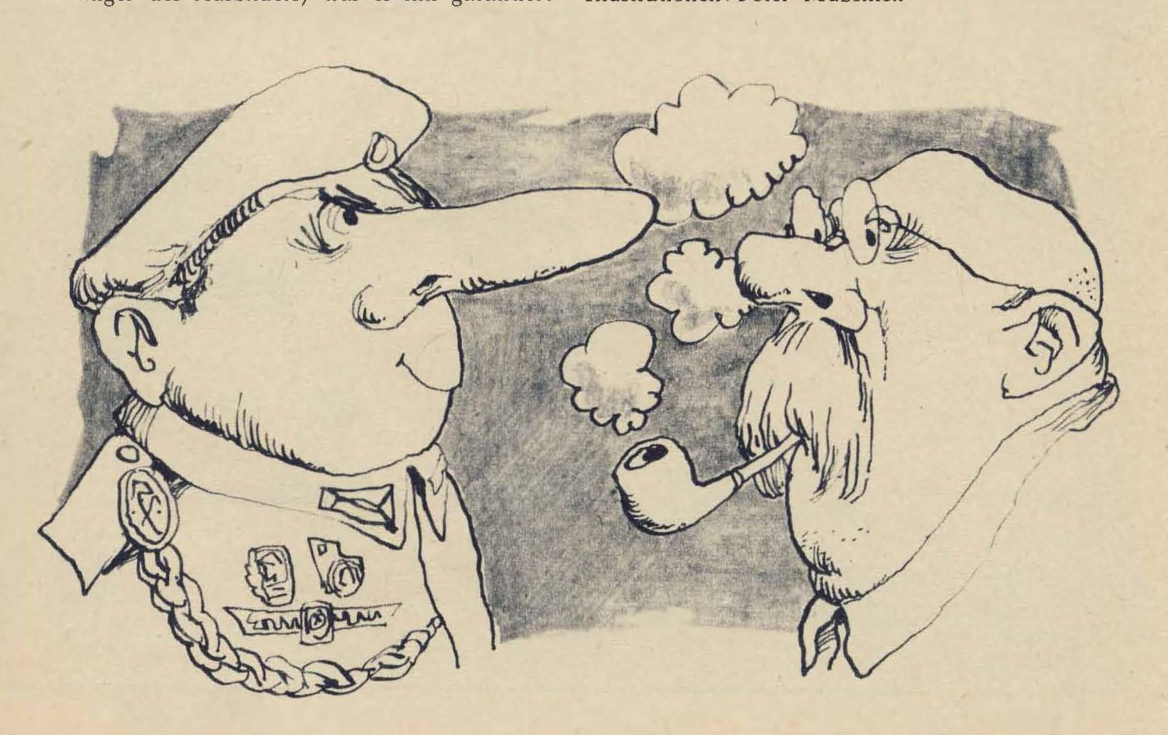
Emil hatte in den nächsten Wochen alle Mühe, seine sonst so schnellen Fäuste zwecks Verteidigung der Nase in Gewahrsam zu lassen, denn immer wieder fiel er nur durch sie auf und wurde entsprechend hochgenommen.

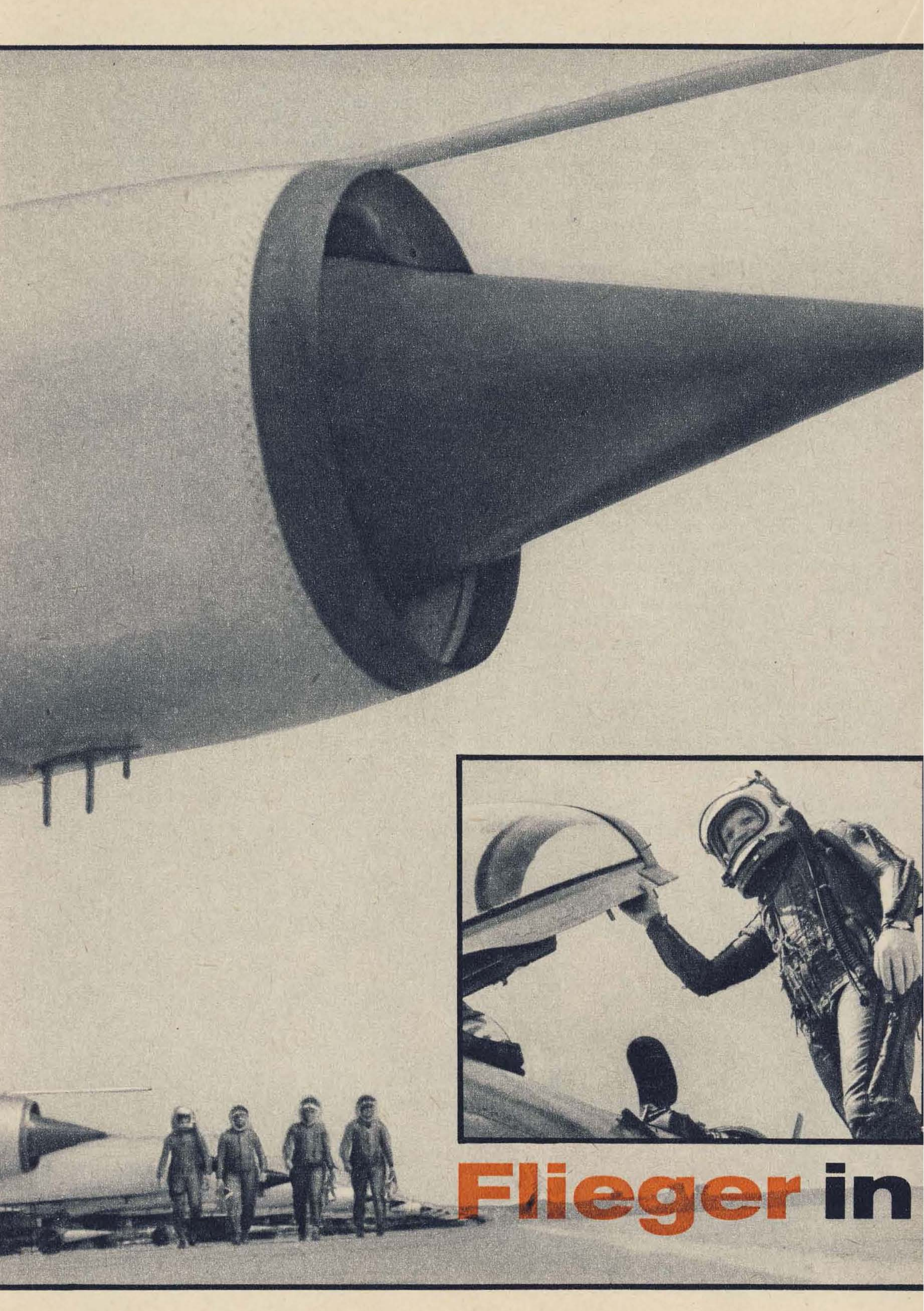
Beim sogenannten „Habichtsystem" im Unterricht (blitzschneller antwortfordernder Zeigefinger des Ausbilders) traf es ihn garantiert immer zuerst, denn seine Nase war ein guter Orientierungspunkt. Das wurde Emil zu bunt. Er sponn finstere Rachepläne und schritt energisch zur Tat. Keiner sollte mehr an seine Nase denken, wenn man ihn sah. Nieshorn wollte den Normalnasen zeigen, was die berühmte Harke ist. Er büffelte, was das theoretische Zeug hielt, rannte über die Sturmbahn, daß man nur seine flitzenden Hacken sah, erbrachte drei Neuerervorschläge zur Verbesserung der Ausbildungsbasis, erwarb die fünf Soldatenauszeichnungen und war der erste, wenn es um Sonderaufgaben ging.

Von Nieshorns Nase sprach keiner mehr. Gelegentlich murmelte einer „Streber" vor sich hin. Laut konnte man nichts sagen, denn Emil war ein Kumpel, der anderen aus der Patsche half, und teilte jeden Kuchen, den er von Muttern erhielt. Mit einem Wort, er stand im positiven Licht der Soldatenöffentlichkeit.

Und als er wieder mal Urlaub bekam, hielt es Opa Nolte auf seiner Bank nicht mehr aus. Eifrig trippelte er neben Emil her, versuchte Gleichschritt mit ihm aufzunehmen und fragte und fragte. „Bist du in deinem Panzer der Oberkommandierende? War das ein hoher Offizier, der den Lobesbrief über dich an den Bürgermeister schrieb? Wofür hast du die vielen blitzenden Abzeichen und das Schnürchen an der Brust bekommen?" Emil stoppte den Alten und sagte ganz lässig: „Opa Nolte, man muß immer der Nase nach gehen und den richtigen Riecher haben."

Illustrationen: Peter Muzeniek

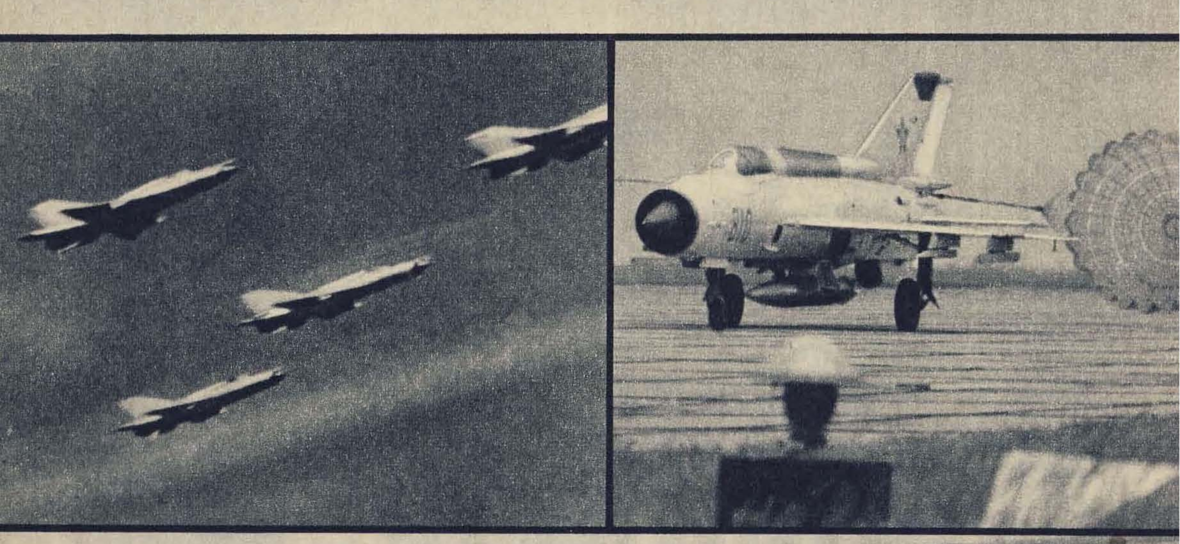




Flieger in

Für die jungen Flugzeugführer der rumänischen Luftstreitkräfte ist das ihre bisher schwierigste Prüfung: das Abfangen von Luftzielen unter erschwerten meteorologischen Bedingungen – sprich Waschküchenwetter. Staffelkommandeur Oberstleutnant Konstantin Stratulat ist dennoch optimistisch. Er weiß, seine „Zöglinge", Absolventen der Offiziersschule, haben sich gründlich vorbereitet – im theoretischen Unterricht, am Simulator. Und sie haben hier in der „Staffel der Jugend" auch schon manche Flugstunde absolviert – bei Streckenflügen, bei Abfangübungen am Tage und in der Nacht. Im Verlauf der Ausbildung sind die Anforderungen ständig gestiegen. Heute noch unter der Obhut erfahrener Fluglehrer, sollen sie schon morgen in einem anderen Geschwader ihre MiG fliegen, sie meisterhaft beherrschen.
Als erster bittet Leutnant Ion Popa um Starterlaubnis. Nach ihm seine Genossen Traian Datcu und Andrei Buda. Gespannt verfolgt der Kommandeur ihren Flug. Leutnant Popa – vom Leitoffizier aus dem Gefechtsstand an den „Gegner" herangeführt – nähert sich schnell seinem Ziel: einer Maschine vom Nachbargeschwader. Nachdem der Flugzeugführer das Ziel, nur noch wenige Kilometer von ihm entfernt, mit Hilfe des Funkmeßvisiers aufgefaßt hat, wird es ernst. Der kleine, helle Lichtimpuls auf dem Gerät vor ihm erfordert seine ganze Konzentration, bestimmt seine Steuerbewegungen an Knüppel und Pedalen. Jetzt nur noch die günstigste Schußentfernung einnehmen!
Wird Leutnant Popa, der bei den vorangegangenen Prüfungen nicht immer als erfolgreichster abschnitt, jetzt mehr Erfolg haben, die notwendige Ruhe und Konzentration bewahren? Das fragt sich Oberstleutnant Stratulat in den wenigen Sekunden, die dem Piloten vom Auffassen des Zieles bis zum (simulierten) Abschuß der Rakete bleiben. Und Popa behält diesmal die Nerven. Denn prompt kommt die Meldung von der erfolgreichen Erfüllung seines Auftrages. Die gleiche auch kurze Zeit später von den beiden anderen Piloten. Aus ihren Stimmen, obwohl verzerrt ankommend, hört der Kommandeur Zufriedenheit und Freude heraus.
Inzwischen hat sich die Wolkendecke über dem Flugplatz immer mehr verdichtet. Die Leitstelle gibt den Befehl zur Rückkehr. Ruhig und konzentriert quittieren die Piloten – obwohl sich die Wetterlage zusehends verschlechtert. Doch die bereits absolvierten Flüge haben den jungen Männern die Gewißheit gegeben, daß sie sich hundertprozentig auf die Gerätewerte und die Angaben ihrer Genossen dort unten verlassen können...
Nach der Landung des letzten Flugzeuges Antreten zum Appell: Alle haben diese schwierige Prüfung bestanden – das Abfangen von Luftzielen unter schwierigen meteorologischen Bedingungen.

AR-Korrespondent
Oberst Ion Capet, Bukarest



der „Waschküche"

Die Selbst

Man sieht sie zwischen den „Welt"- bis „Spiegel"-Zeilen förmlich runterplumpsen – die Steine, die ihnen da vom Herze kullern. Nämlich jedesmal dann, wenn diese Blätter einen neuen General der Bundeswehr annoncieren können. Denn mit denen, die sie bis jetzt zu bieten haben, fällt es ja sogar ihnen nicht ganz leicht, so richtig Staat zu machen – von wegen Friedensfaktor Bundeswehr und so.
Nun sind zwar Leute wie Foertsch, Heusinger, Speidel, Kammhuber, Kielmansegg usw., die wegen ihrer Verbrechen im zweiten Weltkrieg ausgesprochen berüchtigt waren, schon raus aus den Bundeswehr-Generalshosen. Aber auch die, die nach ihnen kamen, waren ja noch für Hitler ins Feld gezogen. Was half's, wenn man ihnen andichtete, diese wackren Mannen mit den getreuen Soldatenseelen hätten da mal irgendwann traurig bis fast zornig aufs Führerbild gelugt. Damals, als am Verlieren nicht mehr zu rütteln war. Solche Stories änderten ja doch nichts an den Tatsachen: Die Männer, die in der Bundeswehr das Sagen haben, waren schon beim blutigsten Coup des deutschen Imperialismus dabei. Und zwar nicht gerade als Sanitätsgefreite. Das war und blieb, für jeden sichtbar, ein Pferdefuß. Er paßte immer weniger in die Zeit.
Doch nun plumpst es. Die Bundeswehr, so steht's in BRD-Zeitungsspalten, beginnt eine Truppe zu werden, die sich „von der Basis bis zur Spitze zunehmend aus Soldaten zusammensetzt, die mit der alten Wehrmacht nichts mehr zu tun hatten". Auch im Offizierskorps wachse die Zahl derer, „die ‚beim Bund' von der Pike auf gedient und nicht mehr beim ‚Barras' angefangen haben. Das sind, im Bundeswehrjargon, die ‚Selbstgestrickten'".
Ihre Zahl wächst also. Und wie! Im 217 Mann starken Generals-Korps sind's bis dato im ganzen ihrer drei. Bei den Obristen und Kapitänen zur See gar immerhin so rund, naja, etwa hundert – von über tausend.
Und die sollen's nun möglich machen. Daß die Bundeswehr nämlich „die letzten Belastungen unrühmlicher deutscher Geschichte abstreifen kann". Denn „als der Krieg zu Ende war, trugen sie noch kurze Hosen". Von den „Selbstgestrickten" wird behauptet, sie seien keine Haudegen und keine Kommißköppe. Vielmehr könnten sie mit ihrer Intelligenz und ihren Managerqualitäten ebensogut wie Kommodore eines Jagdbomber-Geschwaders auch „Boß eines Rennstalls oder Betriebsingenieur in einem Walzwerk" sein. Einer von ihnen meint, er sei „in diesem Staat ein Fachmann wie jeder andere auch". Ein Fachmann, der dem Politiker sagen müsse, „was machbar sei".
So einen „Fachmann" hat sich Bundeswehrminister Leber zum Adjutanten genommen. Es ist der Oberst Peter Heinrich Carstens, mit 38 Jahren der Jüngste seines Ranges. Er hat ja auch früh genug angefangen. Während andere Jungen in seinem Alter Lokomotivführer, Rennfahrer, Postrat, Nervenarzt, Versicherungsfilialleiter oder so was werden wollten, hatte er sich halt „den Soldatenberuf schon mit 17 Jahren in den Kopf gesetzt".
Wie mag der Peter Heinrich nur schon damals auf diese Idee gekommen sein? In jenen Jahren gab's doch noch gar keine Bundeswehr. Offiziell wenigstens. Ob's vielleicht die Landser der alten Wehrmacht und ihre „soldatischen Leistungen" waren, die ihn dazu angeregt haben?
Jedenfalls hat er, als die faschistischen Generalstabsoffiziere an der Tête der Bundeswehr waren, ganz schön Karriere gemacht. Acht Prozent der Offiziere seines Geburtsjahrganges wurden seinerzeit für die Führungsakademie ausgewählt. Kompaniechef Hauptmann Carstens war dabei. Gewiß nicht von ungefähr. Nur wegen seiner „fröhlichen Unbeschwertheit, seiner unkonventionellen Art" etwa.
Heute ist Carstens in der SPD. Und er meint, daß die Stärke der Bundeswehr keinesfalls in Frage gestellt werden dürfe. Auch nicht „um einer besseren politischen Lösung willen". Er sagt: „Aber so etwas steht in absehbarer Zeit auch nicht zur Debatte."
Mitglied der SPD ist auch Brigadegeneral Günter Raulf. Vielmehr, er ist es wieder. 1950 war er nämlich mal ausgetreten. „Weil er mit der sozialdemokratischen Opposition gegen Adenauers

gestrickten



Dreie rechts – keine links . . .

Karikaturen: Klaus Arndt

Außenpolitik nicht einverstanden war." Es hatte ihm halt keiner gesagt, daß die SPD-Schüsse gegen die Revanche- und Wiederaufrüstungspolitik der CDU/CSU nichts weiter als Scheingefechte waren. Demonstrativ fing Raulf 1956, mit dem Diplom eines Volkswirtschaftlers in der Tasche, als Kanonier bei der Bundeswehr an. So konsequent war er.

„Nach ihrem Godesberger Parteitag nahm sich die SPD für ihn jedoch wieder anders aus." Das woll'n wir gerne glauben. Hatte sich doch da im November 1959 ihre Führung uneingeschränkt zur imperialistischen Atomkriegspolitik der CDU/CSU-Regierung der BRD, zur Erhöhung der Angriffsbereitschaft der Bundeswehr, zur NATO und deren aggressiven Zielen bekannt. Die SPD gab sich ganz so, als wolle sie die CDU sogar noch überholen, und zwar rechts.

Als Raulf Anfang 1972 gar „mit der inzwischen sozialdemokratischen Spitze des Verteidigungsministeriums in enge Berührung kam, entschloß er sich zum Wiedereintritt". Nachdem er also einen Georg Leber näher kennengelernt hatte, sah er nun endgültig keinen Grund mehr, mit der SPD zu schmollen. Er trat ihr wieder bei, was er auch sehr konsequent findet. Dort und in der Bundeswehr hat er das Gefühl, „auf dem richtigen Dampfer zu sein".

Raulf wurde der erste „Eigenbau-General". Die Ernennungsurkunde erhielt er, dem die Kriegspolitik der CDU einen Austritt aus der SPD wert gewesen ist, vom sozialdemokratischen Bundeswehrminister Leber. Von ihm wurde er zum Kommandeur an der Führungsakademie in Hamburg-Blankenese, der sogenannten Generalsschmiede, berufen.

Erst Oberst und Kommandeur eines Flugabwehrraketen-Regiments bei Gießen ist Jörg Bahnemann. „Er hat nach dem Generalstabslehrgang an der Hamburger Akademie lange Jahre in der ministeriellen Planungsabteilung und im Führungsstab der Streitkräfte verbracht." Von 1967 bis 1969 war er Adjutant des damaligen Generalinspekteurs der Bundeswehr Ulrich de Maizière, „für den er viele Reden und Artikel entwarf". Wobei er, und das ist ja auch ganz natürlich, gelernt hat, die Dinge durch die Brille seines Chefs zu sehen. Auf die Art und Weise eines Mannes zu denken, der einst bei den Lagebesprechungen im Führerbunker an der Seite Hitlers stand und dessen besonderes Vertrauen genoß. Der hernach den Auftrag der Bundeswehr darin sah, „Zünder für den großen Krieg zu sein". Man sagt, die Umgebung formt den Menschen. Warum nicht auch einen Jörg Bahnemann?

„Wie die Obristen Carstens und Bahnemann verfügt auch der Kapitän zur See Siegfried Günther über Erfahrung ‚vor Ort' wie im Ministerium, wo er seit kurzem wieder im Führungsstab der Marine arbeitet." Er zählt zu jenen, „für die der Soldatenberuf von Anfang an feststand". Schon sein Vater hatte im ersten Weltkrieg bei der kaiserlichen Marine und später als Zöllner gedient. So musterte auch Sohn Siegfried „gleich nach dem Abitur beim Bundesgrenzschutz, Kommando See, an, und 1956 gehörte er zur ersten Crew der Marine".

Warum gab's auch für ihn kein Wenn und Aber, da es ums Soldatwerden ging? Damals, als der BRD-Regierungschef Adenauer ankündigte, die „Sowjetzone" zurückzuerobern, wenn man die nötige Stärke erreicht haben würde. „Günther spricht von der soldatischen Gemeinschaft und von ihrer Schutzfunktion für den Staat. Der sowjetische Einmarsch 1945 war und ist für ihn ein Bezugspunkt. ‚Der Iwan war eingedrungen.'"

Ja, wer eben dreißig Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkrieges die Befreiung des deutschen Volkes vom Faschismus durch die Rote Armee immer noch als „Einmarsch der Iwans" bezeichnet, der könnte in der BRD zwar gewiß auch Boß eines Rennstalls oder Betriebsingenieur in einem Walzwerk sein. Aber der sieht eben seinen eigentlichen Platz am ehesten in der Bundeswehr.

„Dieser Generationswechsel wird keinen Bruch in der Führungskunst der Bundeswehr bedeuten", versichert Luftwaffen - Brigadegeneral Eberhard Eimler, der Jüngste seines Dienstgrades. Man kann ihm das getrost abkaufen. Denn er selbst bezeichnet ja die Adjutanten-Jahre beim damaligen Inspekteur der Bundesluftwaffe, dem Träger des faschistischen Ritterkreuzes und „Kriegs-As" JohannesSteinhoff, als „meine prägsamste Zeit".

Aber, ganz ehrlich gesagt, wir hatten da mit irgendeinem Bruch auch gar nicht gerechnet. Weder bei der politischen Grundeinstellung, noch bei der aggressiven Zielstellung. Höchstens damit, daß ihre Methoden raffinierter werden.

So sind diese „Selbstgestrickten" in der Tat „ein getreues Spiegelbild der Gesellschaft, der sie dienen". Eben echte Bonner Masche – glatt rechts.

Hauptmann K.-H. Melzer

Leichte, geländegängige Personenkraftwagen mit abnehmbarem Verdeck werden für vielseitige Aufgaben verwendet. Sie dienen als Kommandeurs- und Stabsfahrzeuge ebenso wie als Kurier- und Transportmittel. Geeignet sind sie auch zur Beförderung von leichten Nachschub- und Versorgungsgütern aller Art. Ferner ist es auch möglich, mit ihnen schnell eine Granatwerfer- oder MG-Bedienung zu verlegen oder in eine gefährdete Richtung Panzerabwehrwaffen samt Bedienung zu werfen.

Geländewagen

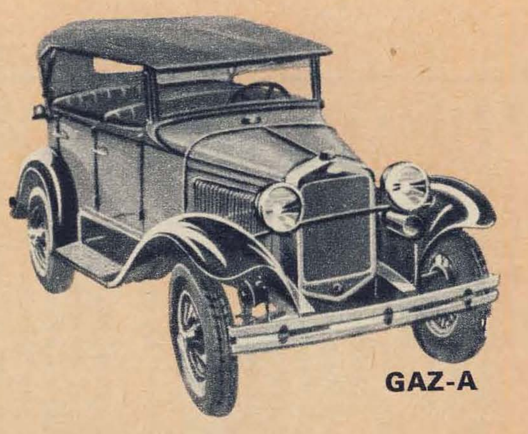
Auf Flugplätzen mit ihren weit auseinandergezogenen Einrichtungen eignen sich diese Fahrzeuge hervorragend dazu, schnell Flugzeugführer oder technisches Personal an abgelegene Punkte zu befördern. Damit sind die Einsatzmöglichkeiten der Geländewagen noch nicht erschöpft: Sie können strukturmäßig mit Panzerabwehrlenkraketen oder als Führungsfahrzeug mit fest installierten Funkgeräten ausgerüstet sein. Darüber hinaus ermöglicht die Anhängevorrichtung, bei Notwendigkeit über kürzere Strecken auch eine Feldküche, einen Wasserwagen oder andere Anhängelasten zu ziehen. Das kann in Notfällen auch ein Pak-Geschütz sein, wie das im Großen Vaterländischen Krieg oft praktiziert wurde.

Geländewagen waren bereits im zweiten Weltkrieg weit verbreitet und als Kübelwagen oder Jeep bekannt. In den sowjetischen Streitkräften waren in den zwanziger und dreißiger Jahren verschiedene offene Personenkraftwagen im Gebrauch, zu denen die sechssitzigen BTAZ-1 (1922), die siebensitzigen AMO-F15 (1927), die viersitzigen NAMI-1 (1928–30) und die viersitzigen GAZ-A (1936–40) zählten. Der GAZ-A bildete nicht nur den Ausgangspunkt für mehrere gepanzerte Fahrzeuge – daraus wurde auch der aus Literatur und Film über den Krieg bekannte EMKA abgeleitet. Die Typenbezeichnung dieses von allen höheren sowjetischen Kommandeuren bevorzugten viertürigen geschlossenen Wagens lautete GAZ-11-73. Dieser Typ sowie andere Modifikationen wiederum waren der Ausgangspunkt für die eigentlichen sowjetischen Kübel. Man hatte erkannt, daß für einen militärisch vielseitig zu verwendenden Geländewagen der Einachsantrieb nicht ausreicht. Deshalb unternahmen die Konstrukteure des Gorkier Automobilwerkes Ende der 30er Jahre zahlreiche Versuche mit PKW, um daraus einen Geländewagen zu entwickeln. Teilweise besaßen diese Fahrzeuge auch gar kein Verdeck.

Im Ergebnis dieser Bemühungen war der allradgetriebene PKW GAZ-61 entstanden, der ab 1940 in Serie gebaut wurde. Eine Version dieses Fahrzeugs (statt der hinteren Sitze hatte es eine Ladefläche) tauchte während der ersten Kriegsmonate als GAZ-61-415 (auch M-415) an der Front auf. Es wurde als Kurierfahrzeug für Stäbe, als Kommandeurswagen, aber auch zum schnellen Transport von Panzerbüchsen zu panzergefährdeten Gebieten verwendet. Damit bestätigten sich die breiten Einsatzmöglichkeiten und ebenso der dringende Bedarf für einen schnellen, leichten aber geländegängigen und allradgetriebenen Fahrzeugtyp. Ebenso hatte sich aber auch erwiesen: Derartige Wagen müssen schnellstens (beispielsweise bei Fliegerangriffen) zu verlassen und auch schnell zu besteigen sein. Diese ersten Kriegserfahrungen auswertend ging Ing. W. Graftschew (er war bereits an den vorherigen Entwicklungen beteiligt) daran, einen wirklichen militärischen Mehrzweckgeländewagen zu entwickeln. So entstand in knapp zweimonatiger Arbeit der erste sowjetische Jeep GAZ-64, wie er kürzlich in dem sowjetischen Fliegerfilm „In den Kampf ziehen nur die Alten" zu sehen war. Eine flache, gesamt anzuhebende Motorhaube, ebenso leicht zugängliche Räder, flache Karosse mit seitlichen Einstiegöffnungen für die vorderen Sitze, Segeltuchtüren, Klappverdeck, Ersatzrad an der Rückwand – das waren äußere Merkmale des neuen Fahrzeugtyps. Er sollte für die Beweglichkeit der Kommandeure und Stäbe, aber auch als vielfältiges Zugmittel in zahllosen Situationen des Krieges ein wichtiger Helfer werden.

Ende 1942 vergrößerte man den Radstand von 1 250 auf 1 466 mm. Der auch in einigen Details verbesserte Wagen erhielt danach die Bezeichnung GAZ-67. Nach einer weiteren Verbesserung im Jahre 1944 lief er dann als GAZ-67 B vom Band. Zu seinen Vorteilen zählte, daß er mit minderwertigem Treibstoff auskam, während der ab 1942 von den USA gebaute Willys-Jeep hochoktanigen Kraftstoff benötigte. Auf dem Fahrgestell von GAZ 64 und 67 entstanden die Panzerspähwagen

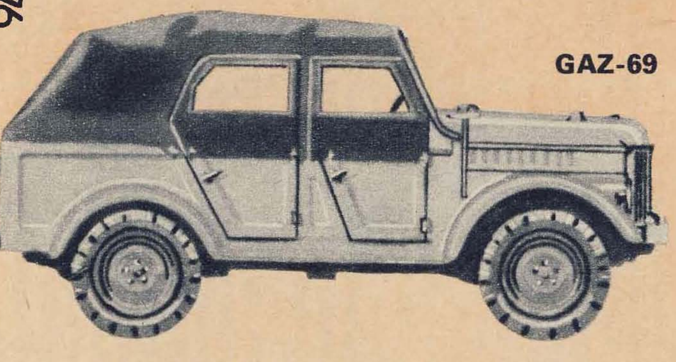




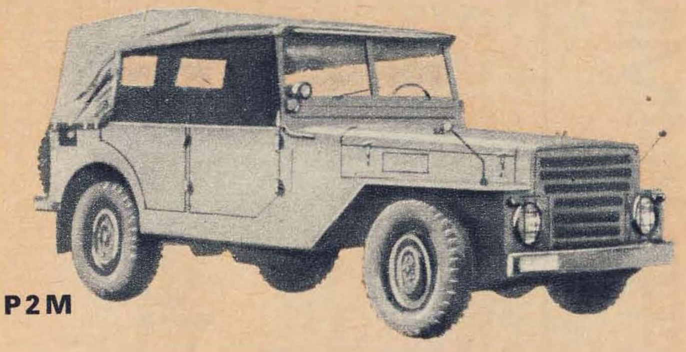
GAZ-A



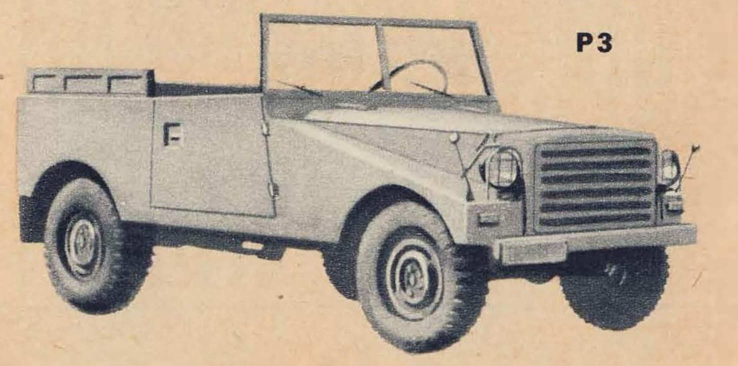
GAZ-67 B



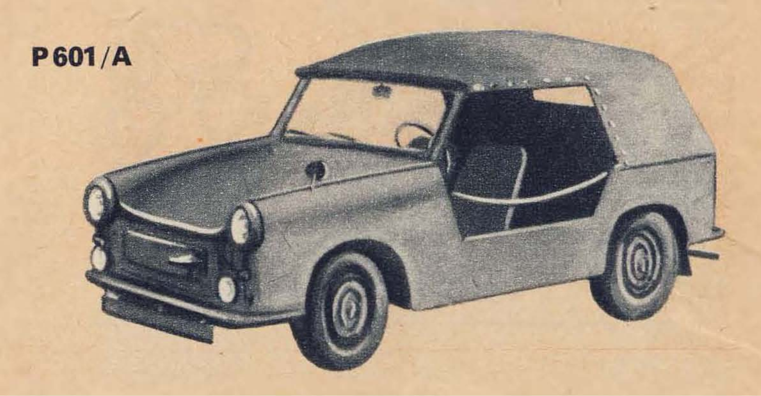
GAZ-69



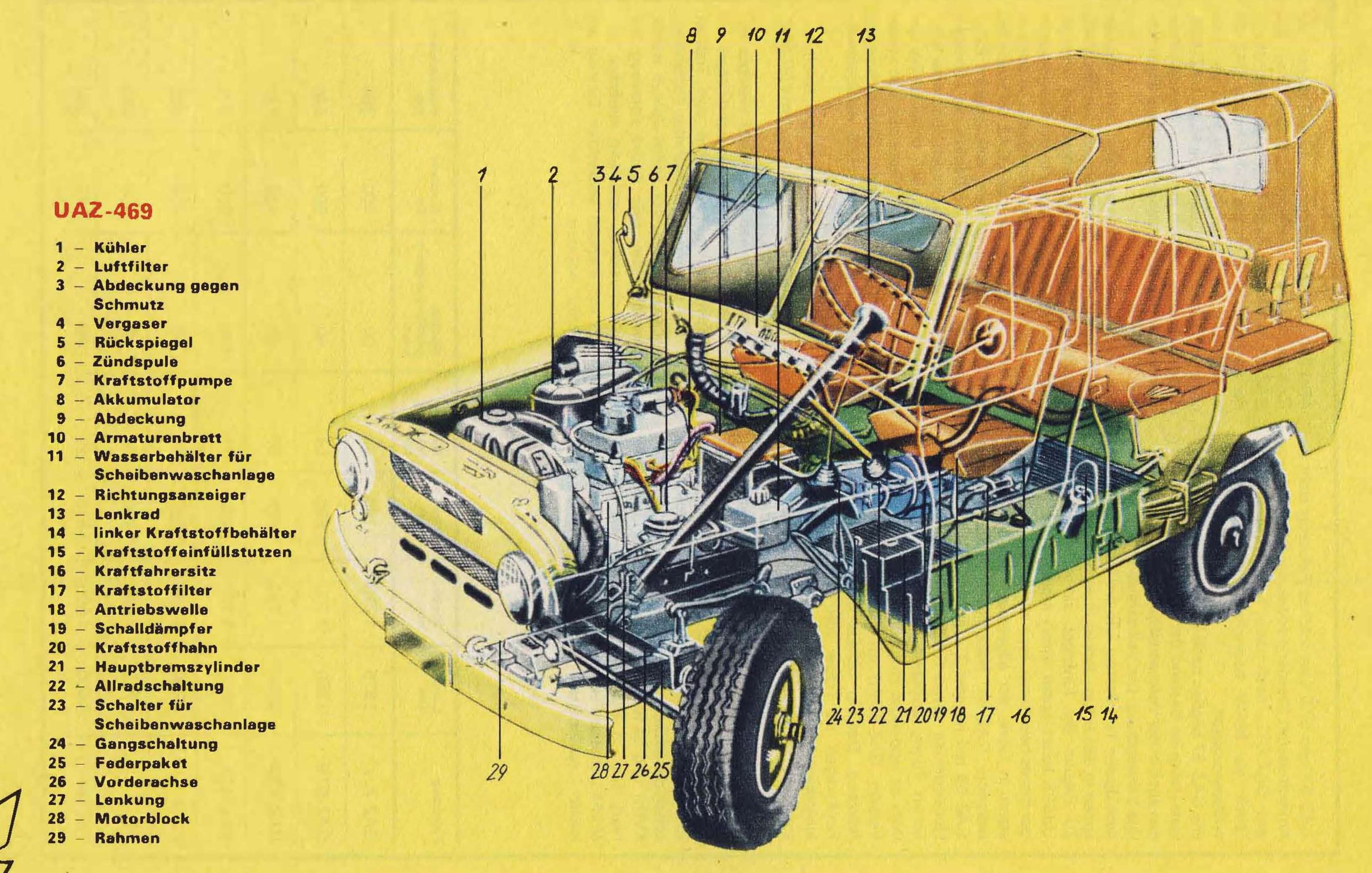
P2M



P3



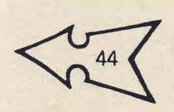
P601/A



UAZ-469
1 – Kühler
2 – Luftfilter
3 – Abdeckung gegen Schmutz
4 – Vergaser
5 – Rückspiegel
6 – Zündspule
7 – Kraftstoffpumpe
8 – Akkumulator
9 – Abdeckung
10 – Armaturenbrett
11 – Wasserbehälter für Scheibenwaschanlage
12 – Richtungsanzeiger
13 – Lenkrad
14 – linker Kraftstoffbehälter
15 – Kraftstoffeinfüllstutzen
16 – Kraftfahrersitz
17 – Kraftstoffilter
18 – Antriebswelle
19 – Schalldämpfer
20 – Kraftstoffhahn
21 – Hauptbremszylinder
22 – Allradschaltung
23 – Schalter für Scheibenwaschanlage
24 – Gangschaltung
25 – Federpaket
26 – Vorderachse
27 – Lenkung
28 – Motorblock
29 – Rahmen

GAZ-67 und 67 B (ein solches Fahrzeug steht im Armeemuseum Dresden) sowie der Schwimmwagen GAZ-011, nach dem Krieg zum GAZ-41 (auch als MAW bezeichnet, siehe AR 4/76) weiterentwickelt.
Die GAZ-67 blieben nach Kriegsende nicht nur für viele Jahre im Bestand der Sowjetarmee; sie fanden auch in der Volkswirtschaft der UdSSR vielseitige Verwendung. Die Volksarmee Polens verwendete diesen Typ ebenso wie die Nationale Volksarmee in den ersten Jahren ihres Bestehens.
Zu Beginn der fünfziger Jahre wurde in der UdSSR beschlossen, einen moderneren Nachfolger dieses bewährten Typs zu entwickeln. So entstand in Gorki der allgemein auch als „Gasik" bekannte GAZ-69. Neben den Grundversionen GAZ-69 mit je einer Tür an der Seite und einer Heckladeluke sowie GAZ-69A mit je zwei seitlichen Türen, abklappbarem Verdeck und nach vorn zu kippender Frontscheibe, gibt es auch die Version GAZ-69RS als Strahlungsaufklärungsfahrzeug. Darüber hinaus kennen wir ihn als Funkwagen, als Träger von vier Panzerabwehrlenkraketen (wie er im Armeemuseum in Dresden steht) sowie in zahlreichen anderen Spezialausführungen. Der auch von den Fallschirmjägern, von Granatwerferbedienungen sowie Bedienungen rückstoßfreier Geschütze und leichter Geschoßwerfer als Transport- und Zugmittel verwendete GAZ-69 wurde und wird auch in der Volkswirtschaft der sozialistischen Länder verwendet. In der KVDR und in Rumänien wurde er in Lizenz gebaut. Das in Rumänien seit 1967 als Muscel M461 gebaute Fahrzeug fand 1974 im äußerlich leicht veränderten, technisch verbesserten ARO 240 seinen Nachfolger. In der Mitte der fünfziger Jahre verlagerte sich der Bau des GAZ-69 von Gorki nach Uljanowsk, weshalb in der Fachliteratur auch die Bezeichnung UAZ-69 zu finden ist. Dort entstand dann auch vor rund etwa fünf Jahren die Weiterentwicklung UAZ-469. Dieses Fahrzeug hat sich inzwischen durch einige beachtliche Gebirgsfahrten international einen Namen gemacht.
Wie die Paraden der vergangenen Jahre zeigten, ersetzt dieser mit mehr Komfort ausgestattete, leistungsfähigere, wartungsärmere und weniger verschleißaufwendige Wagen in der Sowjetarmee sowie in den anderen Bruderarmeen – so auch in der NVA – nach und nach den GAZ-69 sowie bei uns den P3. Dieser von der volkseigenen Fahrzeugindustrie der DDR zu Beginn der sechziger Jahre entwickelte Geländewagen stellt eine Weiterentwicklung des heute noch teilweise bei der GST genutzten P2M dar. Dieses aus den ersten Jahren der NVA stammende Geländefahrzeug wurde zum Schwimmwagen P2S weiterentwickelt.
Der P3 wurde und wird als Führungs-, Nachrichten- und Instandsetzungsfahrzeug sowie für Sonderzwecke verwendet.
Es hieße, einen kleinen, aber nicht weniger leistungsfähigen Vertreter dieser Fahrzeugart zu unterschlagen, wollte man nicht den Trabant P601/A aus dem VEB Sachsenring-Automobilwerk Zwickau nennen. Vor vielen Jahren wurde dieses unermüdliche, sehr flache Fahrzeug mit dem Segeltuchverdeck und dem zunächst türlosen, jetzt mit Klappen verdeckten Einstieg als „Grenzertrabbi" bekannt. *W. K.*

Fahrzeug	Länge mm	Breite mm	Höhe mm	Motorleistung PS	Höchstgeschwindigkeit km/h	Nutzlast kp	Fahrbereich km
GAZ-A	3875	1710	1780	40	90	400	350
GAZ-67 B	3350	1700	1690	54	90	500	500
GAZ-69 A	3850	1750	1920	65	90	425	420
UAZ-469	3960	1770	1930	70	100	500	475
P2M	3760	1690	1830	65	95	400	600
P3	3710	1950	1950	75	95	700	540
P601/A	3480	1500	1510	23	85	375	300





Zug um Zug

Hierorts wird ein Zug entladen,
aber damit nicht genug.
Mit den kühlen Limonaden
geht es weiter Zug um Zug.
Denn, wenn zwei, wie diese eben,
fleißig sind und akkurat,
dürfen sie auch einen heben.
„Prost Genosse!“ und „Sto lat!“

H. K.

Zwischen 40° minus und 45° plus...

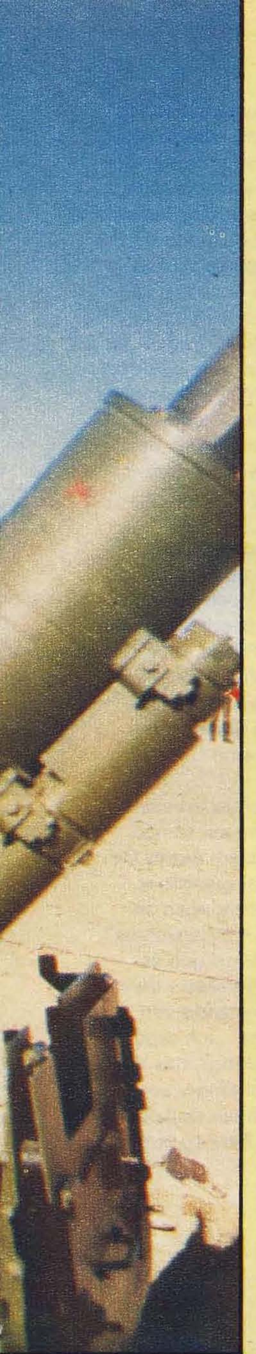


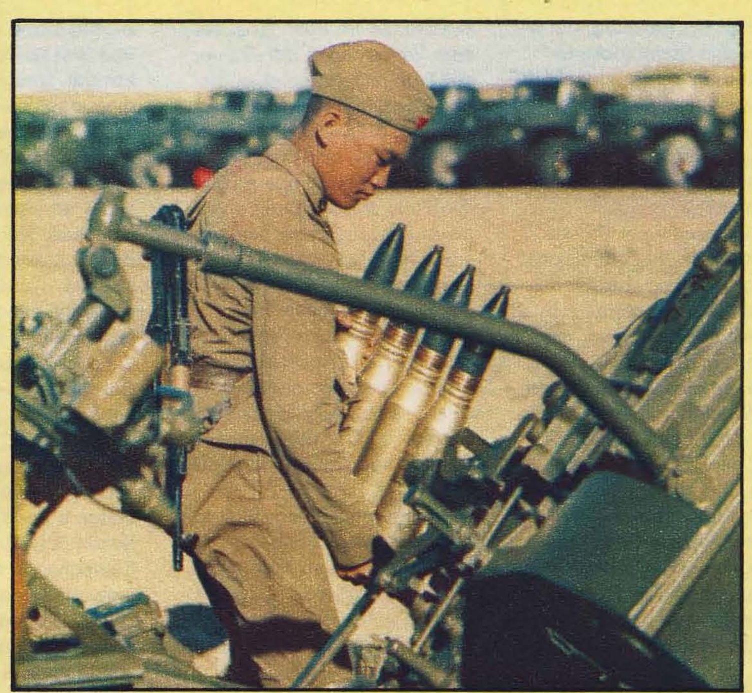
Eine Reportage von Oberstleutnant Ernst Gebauer

57 Wege führen zum Truppenteil des Obersten Timur-Otschir, sagte der Fahrer unseres Gazik. Dabei ließ er keinen Blick von dem vor uns liegenden Terrain und lavierte den Wagen geschickt um Hindernisse. Ich konnte beim besten Willen keinen Weg erkennen, nur Kies und Schotter.

Mir schien, der Genosse Soldat eröffnete den 58. Diesen Gedanken bestätigte übrigens auch mein Betreuer. Häufige Stürme würden hier immer wieder das Gelände verändern, und jeder müsse sich immer wieder aufs neue den besten Weg suchen.

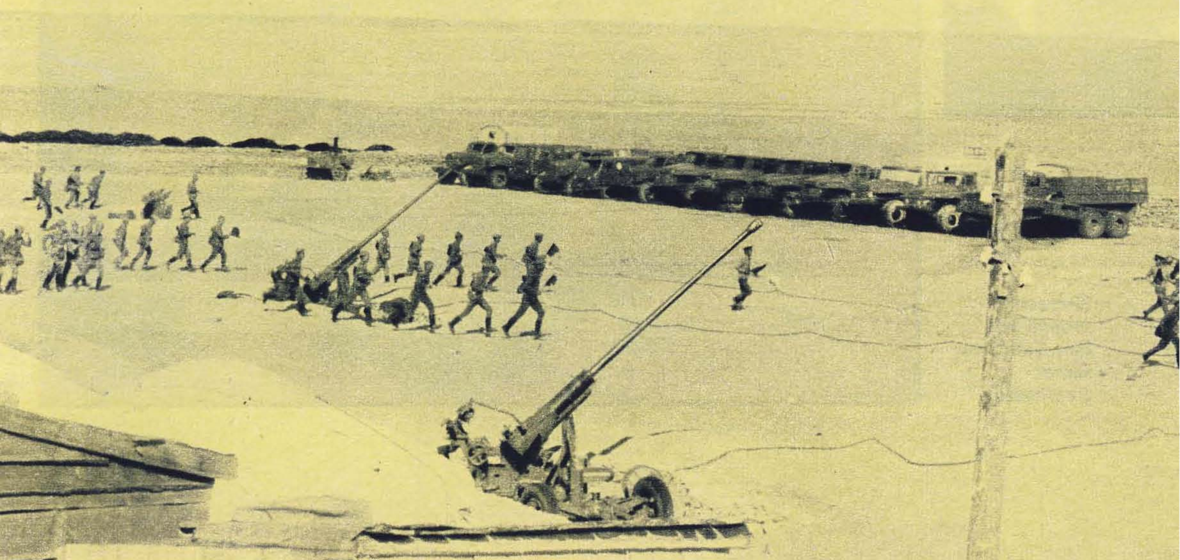
Wir waren nun schon geraume Zeit von der Bahnstation her unterwegs. Immer das gleiche Bild: kleine Kuppen,

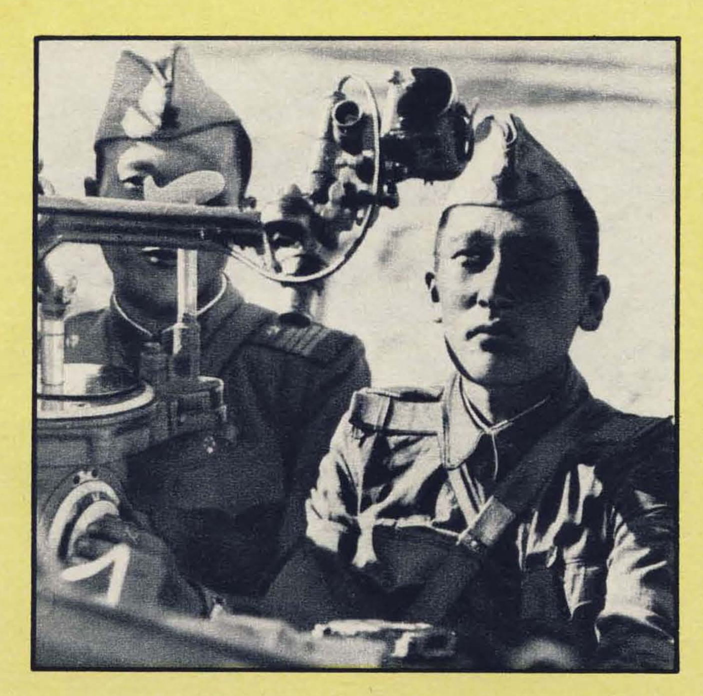




Sergeant Erdene mit den Genossen seiner Bedienung.

ab und zu ein Restberg, der bis auf einzelne Steinblöcke in Verwitterungsschutt eingehüllt war – das unverwechselbare Antlitz der östlichen Gobi, das die Natur in Millionen von Jahren aus einem Kreidemeer entstehen ließ.
Ungefähr nach einer Stunde erreichten wir die Einfahrt des Objekts. Der Stellvertreter des Kommandeurs, er stellte sich als Hauptmann Bijamba vor, empfing uns am Tor, drängte uns, schnell auf einen Turm zu kommen. Wir kletterten die Stiegen empor. Und noch ehe wir oben waren, heulte eine Sirene.
Als wir über die Brüstung des Beobachtungsturmes sahen, erblickten wir die Geschützstellung einer Flakbatterie. Die Bedienungen liefen zu ihren Kanonen: Alarm in der diensthabenden Batterie des Truppenteils.
Die Antenne der Geschützrichtstation kreiste. Dann drehte sie sich langsamer. Im gleichen Tempo folgten ihr das Kommandogerät – die Zentrale, in der die Werte der Richtstation für die Geschütze umgerechnet werden – und die Rohre der Geschütze. Die Kanoniere saßen auf ihren Plätzen. Die Geschützführer gaben das Achtungszeichen . . .
Eine Batterie dieses Truppenteils, so sagte man mir, steht ständig im Diensthabenden System. 24 Stunden lang. Nach dem Verlesen des Befehls vor der Truppenfahne rücken die Kanoniere in ihre Gefechtsstellung. Sie werden mehrere Male am Tag und in der Nacht durch Probealarm überprüft.
Am Ende dieser Übung, die wir als Augenzeugen soeben miterlebt hatten, war der Hauptmann recht zufrieden. Denn das Ergebnis brachte weitere Pluspunkte im Ringen um den Titel „Ausgezeichneter Truppenteil". Die bisherige Bilanz: eine „Ausgezeichnete Batterie", 15 „Ausgezeichnete Bedienungen" und 24 „Beste Kanoniere".
Mir gingen nach dem Bericht des Hauptmanns folgende Gedanken durch den Kopf: Die Ostgobi ist Wüste. Im Januar fällt ein ganzer Millimeter Niederschlag. Im Juli, in guten Zeiten, fallen 40 Millimeter, und das plötzlich, manchmal in einem Guß. Der Winter mit 40 Minusgraden, der Sommer mit 45 Plus. Herbst und Frühjahr bringen Sandstürme. Es gibt kaum einen Baum, kaum Sträucher, weder Fluß noch Bach. Nur zeitweilig sammelt sich in Vertiefungen des Schotterbodens Regenwasser. Es ist brackig und abgestanden. Brunnen sind eine Seltenheit und Wasser demzufolge sehr kostbar. Und unter diesen Bedingungen müssen die mongolischen Genossen ihre Technik säubern. Nicht eben mit einem mehrere atü starken Wasserstrahl, sondern ohne das kostbare Naß. Nur mit Ruten und Besen. Man könnte sagen, sie seien ja an diese Bedingungen gewöhnt. Die Wasserknappheit erspart ihnen aber keinesfalls die Arbeit. Und ich sah, die Geschütze sowie die dazugehörige Technik waren piksauber.
Von dem wenigen Wasser geben die Flakartilleristen übrigens auch noch ab. Jeder Soldat des Truppenteils hat ein Bäumchen in Pflege, ist verantwortlich dafür, tränkt es. Diese Wüstenbäumchen gedeihen gut. Im Standort beginnt langsam eine Oase zu wachsen . . .
Am Grundgeschütz arbeitete Sergeant Erdene mit seinen Genossen. Seitdem dieses Geschütz in Dienst gestellt ist, haben alle Bedienungen an ihm die Note „Ausgezeichnet" erkämpft. Zwölfmal gab es bisher dieses Prädikat – dreimal unter dem Kommando von Sergeant Erdene. „Ich sage immer zu den Jungs, das Vorbild unserer Vorgänger verpflichtet uns, ihnen nachzueifern, gleiche Ziele zu errei-





chen", sagte der Sergeant. Und er fügte hinzu: „Der Dienst in der Gobi ist schwer. Sand und Schneestürme. Das geht an die Technik. Wir arbeiten ständig an unserer Kanone. Das sind wir ihr schuldig!" Aufmerksam verfolgten die Kanoniere seine Worte. Ihre Blicke bestätigten sie. Dann gaben sie dem Sergeanten einen Wink. Genosse Erdene trat ganz nahe an den Dolmetscher heran. Dieser übersetzte mir: „Herzliche Grüße an alle Soldaten der Nationalen Volksarmee und besonders den Flakartilleristen der DDR von Sergeant Erdene und der Bedienung des Grundgeschützes!"

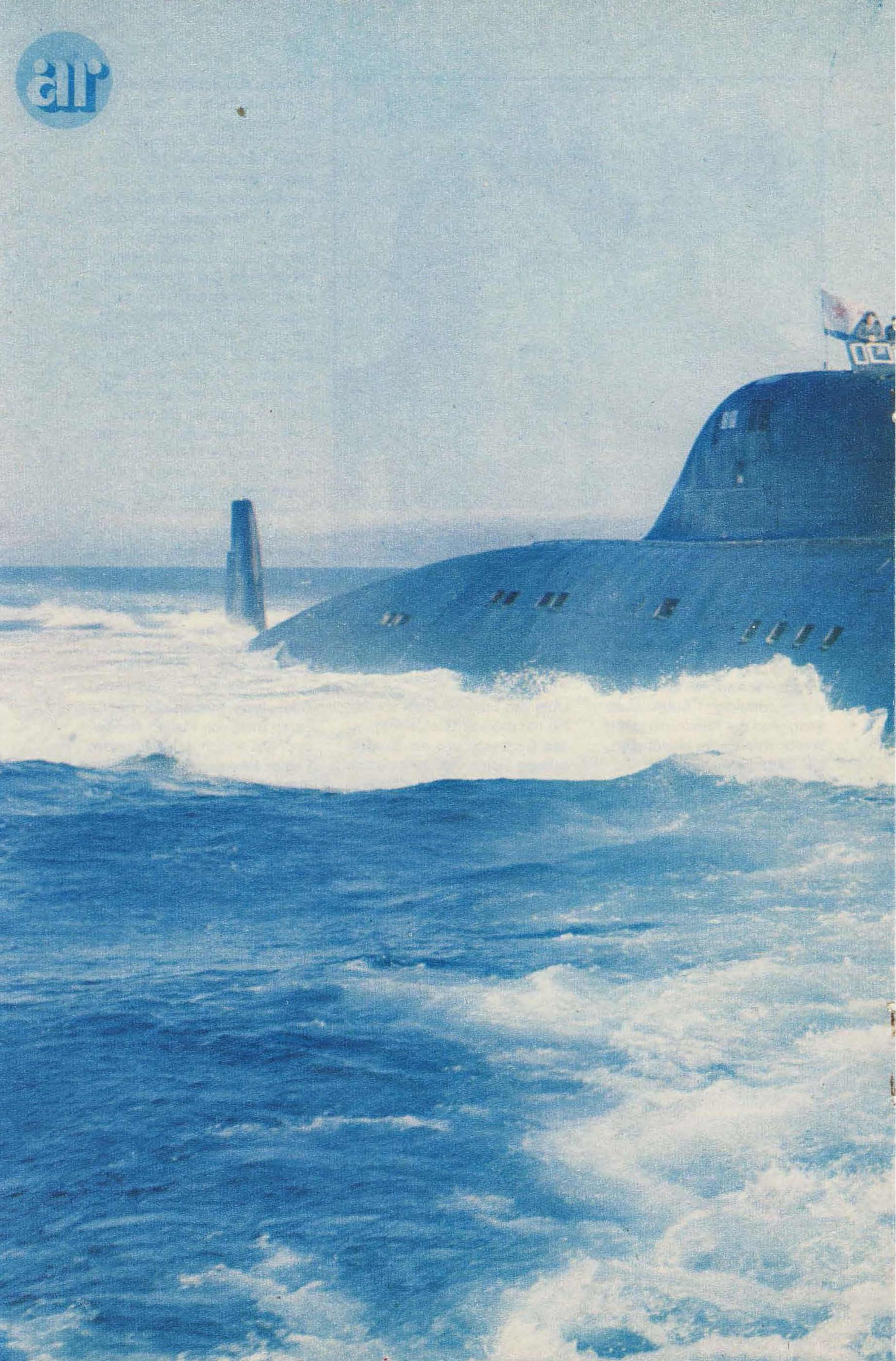
Wir fuhren zurück, einen der 57 möglichen Wege.

Über das Erlebnis Gobi sprach ich mit meinen Gastgebern, den Genossen von der Bruderzeitung „Ulan Odd", nochmals kurz vor dem Abflug in Ulan Bator. Schwer, so meinte ich, sei doch das Leben der Soldaten in der Wüste. Aber notwendig, so wurde mir prompt geantwortet. Und die Genossen zitierten aus der mongolischen Literaturzeitschrift „Utga sochiol urlag" eine Faktensammlung über das provozierende Verhalten der Maoisten gegenüber ihrer Heimat. So werden seit Jahren bedeutende Teile der Mongolischen Volksrepublik auf chinesischen Karten als chinesische Gebiete verzeichnet. Die Maoisten veranstalten unmittelbar an der Grenze zur MVR militärische Übungen, versuchen die Weite des Landes zu nutzen, um in mongolisches Territorium einzudringen. „Aber", so sagten die mongolischen Genossen, „wir lassen uns nicht provozieren. Es wird der Mao-Clique nicht gelingen, uns von unserem treuen Freund, der Sowjetunion, loszureißen. Auch Wüste ist Land, unser Land, das wissen die Soldaten!"

Nach diesem Gespräch holte der Dolmetscher aus seiner Brieftasche einen Zettel hervor. Er hätte ihn beinahe vergessen, entschuldigte er sich. Er sei vom Sergeanten. Er und seine Bedienung würden sich über einen Brief von Flakartilleristen der NVA freuen. Ich faltete das Papier auseinander und las diese Anschrift:

MVR: Дорноговв
Зуун баян А
ЦА 03-96 хайрцаг
Т/у г. Эрдене




ar





BILDKUNST
1976

Paul Michaelis: „Vereint unbesiegbar", Lithografie

120 Originalgrafiken (42 × 60 cm) können bei der Redaktion per Nachnahme gekauft werden. Einzelpreis 20 Mark.

Seit Mitte der sechziger Jahre hat Professor Paul Michaelis zu Angehörigen unserer Luftstreitkräfte/ Luftverteidigung und der Militärakademie „Friedrich Engels" sowie zu sowjetischen Soldaten eine enge persönliche Bindung. Diese freundschaftlichen Bande knüpfte er zeitgleich auch für die Studenten der Dresdner Kunsthochschule, deren Rektor er seinerzeit war. Die Gemälde „Freunde" (ein Spaziergang sowjetischer und DDR-Soldaten auf der Brühlschen Terrasse, 1967), „Nach der Landung" (Gespräch nach einem Flug, 1971), „Waffenbrüder" (Begegnung an einer Fla-Raketen-Startrampe, 1972) und „Granit" (der rasante Start zweier Maschinen der sowjetischen und DDR-Luftstreitkräfte im Manöver, 1974) sprechen für eine große innere Begeisterung des Malers an diesem Thema. Die stetige Arbeit erbrachte eine große Verdichtung von Inhalt und Form. Sie verlief von der betrachtenden Sicht zu einer erzählenden Handlung und schließlich zu einer symbolhaften Überhöhung, wovon unsere Abbildung Kunde gibt. Professor Michaelis mußte diesen Weg zwangsläufig für sich gehen. Er gewann dabei die Erfahrung, daß das fotogetreue Gemälde Verzicht auf die ästhetische Wirkung bedeutet.
Es hat sich erwiesen, daß das szenische Kunstwerk großes Interesse beim Betrachter zu wecken vermag. Vor allem dann, wenn es den Künstlern zugleich gelingt, das Antlitz der Dargestellten geistig zu durchdringen; sie als sensible, leidenschaftliche Menschen zu charakterisieren, die – durch viele, schön anzusehende Attribute ergänzt – ihr Klassenbewußtsein und das Ethos ihres Berufes überzeugend mitteilen. Um so nachhaltiger wirken diese Kunstwerke auch, wenn die persönliche Handschrift des Künstlers sich ganz natürlich ausleben kann.
Das ist meines Erachtens mit Professor Michaelis' neuester, für die AR-Bildkunst geschaffener Lithografie sehr überzeugend zu beweisen.
„Vereint unbesiegbar" ist der Titel dieses Blattes. Gleichen Namens und Inhalts ist auch ein Ölgemälde des Dresdner Hochschullehrers, das während der X. Delegiertenkonferenz der Parteiorganisationen der NVA und der Grenztruppen im Kulturpalast der Stadt Dresden zu besichtigen war und hohe Wertschätzung fand. Unsere Grafik stellt an die Sehbereitschaft des Betrachters hohe Ansprüche. Aber das Bild bleibt nicht rätselhaft, wenn man mit aufmerksamen Augen sowie aufgeschlossen und überlegt an die Entschlüsselung herangeht.
Die Grafik besteht aus zwei übereinandergelegten, genau abgestimmten Bildelementen. Der Untergrund stellt die Zeichnung dreier Strahlflugzeuge dar, die gestaffelt fliegen und die Illusion höchster Geschwindigkeit erzeugen. Die Flugkörper sind sehr stark vereinfacht dargestellt. Der Künstler legt so Wert auf die Ähnlichkeit mit Raketen. Darüber liegt die zweite Zeichnung. Stellt man sich vor, sie wäre eine durchsichtige Folie, die man über die bereits beschriebene erste Zeichnung hält, dann entwirrt sich das scheinbar Undurchdringliche. Mit diesem Bildelement verschafft sich der Künstler die Gelegenheit, Menschen in Aktion und im für sie typischen Milieu zu zeigen. Kanzel und Bedienungselemente sind nur angedeutet. Der rechte Pilot ist ganz auf die Beherrschung der Maschine orientiert. In natürlichen Proportionen ist er in die Technik „eingebaut". Damit deutet ihn der Betrachter auch klar als Beherrscher seines Flugzeuges. Der zweite Pilot hat ein entspanntes Gesicht. Er wirkt gelöst und sensibel. Aufgeklapptes Kabinendach und geöffneter Helm zeigen hinreichend an, daß der Flug beendet ist und die Sinne des Genossen wieder dem Geschehen auf der Erde zugetan sind.
Zusammengesehen erzeugen beide Bildebenen die Grundidee der Grafik: Der Luftraum der sozialistischen Staatengemeinschaft wird in enger Waffenbrüderschaft geschützt – die Hoheitsabzeichen der UdSSR und der DDR sagen das deutlich. Dynamische, richtungsbetonte und sich kreuzende Lichtbündel, Strahlen, Raketenformen, metallische Lichtreflexe und harte Helldunkelkontraste fügen sich zu einem engmaschigen Netz und erzeugen die Vorstellung, daß unsere Grenzen undurchdringlich sind. Nachdem sich das Bild so geöffnet hat, stellt sich die Lust des weiteren Erkennens und Entdeckens ein. Ein Vergnügen, das geistige Energien freilegt.
Günter Meier
Diplom-Kunsthistoriker







Dafür lohnt es, zu wachen und zu singen...

Wenn ich zum Beispiel an „Geige" denke, könnte ich mich noch nachträglich kaputtlachen. Wie der mit seinen Parodien (Hans Moser und Theo Lingen) Stimmung in die Truppe brachte! Bald hätte ich dabei vergessen, daß ich über diese lustigen Grenzer schreiben soll.

Da haben wir auch schon den Salat. Mit „Geige" wollte ich diesen Beitrag überhaupt nicht beginnen. Es sollte schön der Reihe nach gehen: Der Leiter, die Mitglieder, die Helfer, Helfershelfer usw.

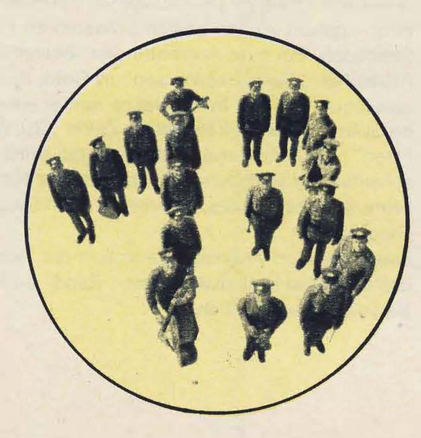
Aber jetzt bleibe ich doch bei „Geige". Wenn er das Mosersche „Reblaus-Lied" singt, vermag man sich kaum vorzustellen, daß dieser Gefreite auch ernst sein kann. Er kann. Die „Geige" – Gefreiter Roland Füßl – gehört zu den besten Soldaten im Truppenteil Steinbach. Ein paar Aufzählungen: Bestenabzeichen, Abzeichen „Für gutes Wissen" in Gold, Sportabzeichen in Gold. Im Schießen immer eine Eins, und im Sport ein As. Zirkelleiter im Zirkel „Junger Sozialisten". Als Gefreiter überall geachtet, durch Bescheidenheit auffallend. Ehrennadel der Nationalen Front in Silber, musisch vorbelastet im Singen und Geigespielen...

Einer von rund zwanzig, die sich in die Herzen der uniformierten und zivilen Gast-, Rand- und sonstigen Berliner schmeichelten.





Singeklub „13. August" nennen sie sich. Ein Name, der verpflichtet.



Die meisten buddelten noch im Sandkasten des Kindergartens, als in Berlin vor fünfzehn Jahren am 13. August ein Strich gezogen wurde – bis hierher und nicht weiter. Heute tragen sie die Grenzeruniform und sorgen mit dafür, daß jener „Strich", mehr denn je, die Machtgrenze des imperialistischen Systems fixiert. Als Grenzsoldaten wissen sie neben der Maschinenpistole noch etwas anderes als eine gute Waffe zu gebrauchen – das Lied. Singeklub „13. August" nennen sie sich. Ein Name, der urkundlich am 13. Juli 1973 verliehen wurde. Und der verpflichtet.
„Kommandeur" ist Ekki, der 27jährige Diplomlehrer für Musik – Gefreiter Ekkehard Peting. Was Ekki sagt, wird widerspruchslos als Befehl hingenommen und gemacht.
Er sagt: „Disziplin gehört zum guten Soldaten wie zum guten Sänger. Wer bei uns gammelt, für den ist kein Platz im Singeklub." Es gammelt keiner, weil ihnen das Singen großen Spaß macht.
Ekki: „Wenn man keine innere Beziehung zum Grenzdienst hat, kann man auch nicht überzeugend unsere Soldatenlieder singen. Es fehlte sicher an Ausstrahlungskraft."
Letztere haben sie ohne Zweifel. Äußerlich sichtbar ist das an den Auszeichnungen: „Artur-Becker-Medaille" in Bronze, Silber, Gold und „Ausgezeichnetes Volkskunstkollektiv der DDR". All das in drei Jahren. Solch ein „Honorar" erhält man nur für großen Fleiß und künstlerische Qualität, die stets in der Öffentlichkeit überprüfbar ist.
Was die Öffentlichkeit nicht überprüfen kann, ist das Soldatische. Diese Frage stellte ich im Gespräch mit den Genossen des Singeklubs immer wieder. Gefreiter Siegfried Redmann, die „Flöte", antwortete für alle: „Wir sind am meisten darauf stolz, daß wir alle Anforderungen im Gefechtsdienst und in der Gefechtsausbildung mit guten und sehr guten Leistungen erfüllten. Wir wollen keine Künstler in Uniform sein, die vorwiegend nur als Aushängeschild dienen. Wir wissen alle: die erste Aufgabe ist nicht das Singen, sondern der militärische Auftrag. Das mag vielleicht etwas pathetisch klingen, aber Sie können alle der Reihe nach fragen, jeder wird Ihnen Ähnliches sagen. Wenn wir in der Ausbildung Versager wären, würde man uns im Truppenteil scheel angucken."
So sprach der Gefreite Redmann, der im Sängerkollektiv die Flötentöne von sich gibt. Kommandeure bestätigten seine Worte.
Das gebietet Achtung, denn sie proben zweimal in der Woche und besitzen ein sehr vielseitiges und reichhaltiges Programm – vom Grenzerlied bis hin zur Arie. Das ist nicht hochgestapelt. Der Gefreite Wieland Müller hat eine gute, vorgebildete Stimme und auch schon einen Studienplatz, als künftiger Opernsänger, an der Musikhochschule „Carl Maria von Weber".
Ekki verweist noch auf einen wesentlichen Vorzug ihres Ensembles: „Wir können überall auftreten, denn



Sie nutzen erfolgreich das Lied als Waffe . . .



. . . und wissen aber auch, mit der Maschinenpistole gut zu treffen.



Von links nach rechts: Najade „Elbe", Gefreiter Bartusch und Soldat Röske.



Der alte Neptun nahm Haltung an, Soldatenlieder erklangen.

wir brauchen keine elektrischen Anschlüsse. Unsere Instrumentalbesetzung (Geige, Flöte, Schlagzeug, Klarinette, Kontrabaß, Klavier) ist ‚naturell'. Mal abgesehen vom Klavier nehmen wir auch alles ins Feldlager mit. Deshalb haben wir bei den Genossen unseres Truppenteils auch einen Stein im Brett, weil wir vor allem für sie da sind."

Aber auch andere reißen sich um den Singeklub „13. August". Die Genossen waren gefeierte Gäste in zwei Sendungen des Rundfunks „Wir über uns", traten im Fernsehen auf, sangen unter anderem im Friedrichstadt-Palast, bei ND-Pressefesten und im Apollosaal der Staatsoper und gestalteten vor ein paar Wochen das Programm „Vom Sinn des Soldatseins" zu den Arbeiterfestspielen mit. Ihre sorgsam geführte Chronik umfaßt schon zwei dicke Bände.

Wie kann man denn Mitglied im Singeklub werden? Danach fragte ich den Gefreiten Thomas Brandt: „Erste Voraussetzung, man muß bewiesen haben, daß man ein guter Soldat ist. Zweitens muß man einigermaßen wissen, daß man singen kann. Drittens muß der Bewerber eine Prüfung durch Ekki über sich ergehen lassen. Natürlich strecken wir rechtzeitig unsere ‚Fühler' aus, um geeigneten Nachwuchs zu finden, denn jedes halbe Jahr lichten sich bei uns die Reihen. Übrigens helfen uns Vorgesetzte sehr bei der Suche nach neuen Talenten, denn nachdem wir bekannt geworden sind, steckt ein wenig Erfolgszwang dahinter. Das ist aber gut so."

Übrigens kann Gefreiter Brandt ebenfalls Stimmen parodieren. Wenn man die Augen schließt, glaubt man wirklich Nina Hagen mit ihrem „Farbfilm" zu hören oder Peter Albert mit „Dreh dich nicht mehr um. . ." Aber das sind die inoffiziellen Nummern. Eigenes entstand ebenfalls. Unter einem Notenblatt (veröffentlicht „Im Klub" 17/75) steht: „Soldat in eigener Sache", Text und Musik Gefreiter Brandner, Singeklub der Grenztruppen der DDR „13. August".

„Was uns so gefällt, das ist die Leidenschaftlichkeit der Gruppe, wenn sie ihr politisches Anliegen in Liedern vorträgt. Das wirkt auch auf uns zurück." Diese Worte sprach der Chordirektor des „Metropol-Theaters" Wolfgang Schottke, der gemeinsam mit dem Schauspieler und Sänger Rudolf Hentschel zu den künstlerischen Betreuern des Singeklubs gehört. Selbstverständlich sind deshalb die Grenzsoldaten vom „13. August" oft Gäste im „Metropol". Meist aber ist es umgekehrt, und Genosse Schottke sowie Genosse Hentschel sind im Probenraum der Dienststelle zu finden, wenn für Neueinstudierungen der letzte Schliff zu geben ist.

Geschichte zum Beispiel wird durch diese uniformierten Sänger lebendig, prägt sich ein, läßt auch Funken der Überzeugung überspringen. Sie konnten den 13. August noch nicht bewußt miterleben. Bewußt sind sie sich jedoch dessen, daß das Ergebnis – die geschützte Staatsgrenze – entscheidend für das Wohl unserer Republik ist. Dafür lohnt es zu wachen und zu singen . . .

Major Wolfgang Matthées



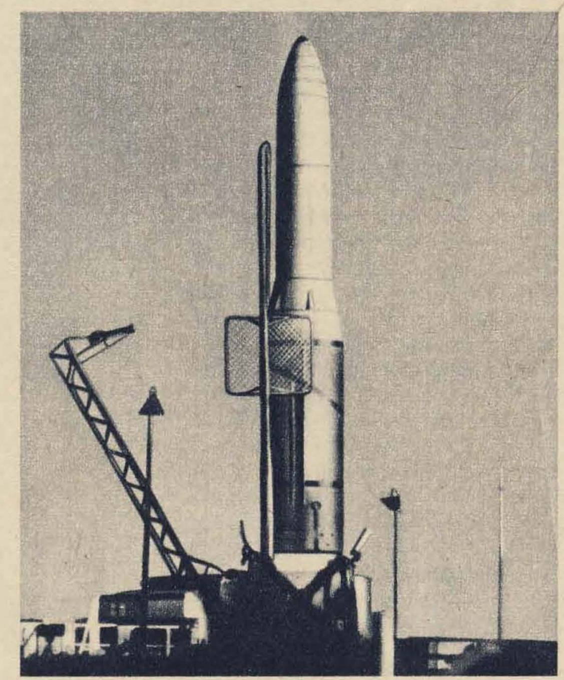


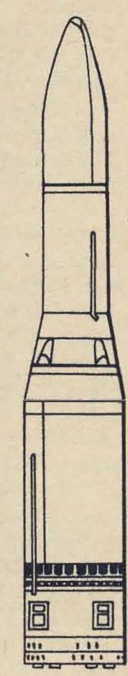
Hier hängen „Geige" (Gefreiter Füßl) und „Flöte" (Gefreiter Redmann) und zeigen, was eine militärische „Harke" ist. . .



AR 8/76 TYPENBLATT RAUMFLUGKÖRPER

Trägerrakete Black Arrow (Großbritannien)





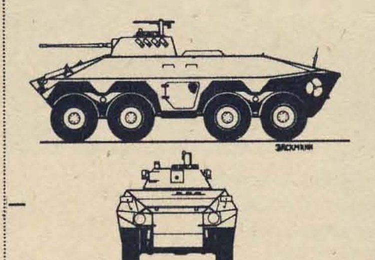
Technische Daten:

Stufenzahl	3
Höhe mit Nutzlast	13,03 m
max. Körperdurchmesser	2,00 m
Leermasse	1,6 t
Treibstoffmasse	16,6 t
Startmasse	18,2 t
Schub 1. Stufe	22,7 Mp
2. Stufe	6,9 Mp
3. Stufe	2,1 Mp
Einsatz	1970–1972

Die „Black Arrow" wurde aus der ballistischen Forschungsrakete „Black Knight" als Satellitenträger entwickelt. Insgesamt erfolgten vier Starts, von denen jedoch nur einer erfolgreich verlief. Dann wurde das Programm eingestellt. Die Nutzmasseekapazität der „Black Arrow" lag bei 120 kg für die 300-km-Kreisbahn. Der Antrieb der 1. und 2. Stufe erfolgte durch Flüssigkeitstriebwerke, die 3. Stufe besaß einen Feststofftreibsatz.

AR 8/76 TYPENBLATT PANZERFAHRZEUGE

Spähpanzer 2 (BRD)







Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	19 t
Länge	7743 mm
Breite	2980 mm
Höhe	2718 mm
Bodenfreiheit	406 mm
Höchstgeschwindigkeit (vor- und rückwärts)	90 km/h
Höchstgeschwindigk. im Wasser	10 km/h
Kletterfähigkeit	600 mm
Überschreitfähigkeit	1900 mm
Wendekreis	12,5 m
Fahrbereich	800 km
Motor	390 PS Vielstoff
Bewaffnung	20-mm-Maschinenkanone, Nebelwurfbecher, MG, zusätzliche Panzerabwehr-Waffe geplant
Besatzung	4 Mann

Der von Rheinstahl hergestellte 8-Rad-Panzerspähwagen „Luchs" wurde ab September 1975 bei den Panzeraufklärereinheiten der Bundeswehr in Dienst gestellt. Er löste die alten M 41 und Hotchkiss-Kettenfahrzeuge ab. Das allradgetriebene, -gelenkte und schwimmfähige Fahrzeug ist in der Lage, vor- wie rückwärts zu fahren. Der Funker ist dafür als zweiter Fahrer vorgesehen.

AR 8/76 — TYPENBLATT — SCHÜTZENWAFFEN

Pistole Roth-Sauer (Österreich)



Taktisch-technische Daten:

Kaliber	7,65 mm
Masse (leer)	680 g
Länge	170 mm
Höhe	118 mm
Lauflänge	99 mm
Züge	6
Magazinfassungsvermögen	10 Patronen
Munition	7,65 mm Roth u. Sauer
Patronenlänge	21,30 mm
Geschoßlänge	12,00 mm
Geschoßmasse	4,65 g

Die Pistole wurde in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts in der Suhler Gewehrfabrik Sauer und Sohn gebaut, sie war eine Lizenz der österreichischen Waffenfirma Roth. Die Pistole fand jedoch keinen Anklang und ist heute nur noch selten in Sammlungen zu sehen. Die Waffe war im geschlossenen Zustand halbgespannt, der Verschluß, ein starr verriegelter Drehwarzenverschluß, arbeitete im Spannabzugprinzip. Das Magazin befand sich im Griff, es wurde mittels Ladestreifen geladen.

AR 8/76 — TYPENBLATT — FAHRZEUGE

Solokraftrad TS-250/A (DDR)

Taktisch-technische Daten:

Masse	168 kg
Länge	2 050 mm
Breite	860 mm
Höhe	1 220 mm
Nutzlast	177 kp
Motor	244 cm³, 2-Takt-Ottomotor, 19 PS bei 5 500 U/min
Höchstgeschwindigk.	109 km/h
Fahrbereich	550 km
Treibstoff	
im Tank	17,5 l
im Behälter	10 l

Dieses Kraftrad ersetzt seit 1973 nach und nach die in der NVA und den Grenztruppen der DDR noch gebräuchlichen ES-Maschinen. Das Äußere ist leicht erkennbar: Doppelverstrebter vorderer Radschutz, Gummimanschetten an der Teleskopgabel, große Blinklichter seitlich der Lampe und der Heckleuchte, Tarnaufsatz für den mit dem Lenker bewegten Scheinwerfer. Kraftstoffkanister rechts hinten. Erwähnenswert ist ebenfalls die um 19 kp höhere Nutzlast gegenüber der ES.


Gerd UND Gerda

EIN ABEND IN BUCHHOLZ

Gerda nimmt Theresa die rote Gummikatze, die das Kind zum Einschlafen braucht, sacht aus den Händen und tritt hinter der Markise hervor, mit der die Ecke des Zimmers gegen die Stehlampe hin abgedeckt ist. Die Markise hat Gerd aus grauem Sacktuch in Rupperts Kellerwerkstatt selber gemacht. Gerda erinnert sich daran, wie sie die drei Meter lange und fast zwei Meter hohe Fläche eines Sonntags mit roten, gelben und weißen Tieren und Figuren bemalt hatten, den ganzen Tag aus dem Lachen nicht herausgekommen waren und noch am Abend, als sie schon im Bett lagen, Farbkleckse aneinander entdeckten. Für Gerda war dieser Tag einer der wenigen guten, ausgefüllten, die sie in Buchholz bisher verlebt hat. Nun, seit Gerd die Arbeit des Hauptfeldwebels übernommen hat, sind solche Tage noch seltener geworden, denn auch sonntags hält er sich wenigstens bis zum Mittagessen in der Kompanie auf, jeden Sonntag. Auch die Abende sind für sie seitdem einsam geworden. Selten kommt Gerd vor acht Uhr nach Hause.

Sie geht auf Zehenspitzen von der Markise weg, setzt sich in einen der Sessel und blickt über den gedeckten Tisch, mit dem sie sich heute besondere Mühe gemacht hat, ohne daß ein besonderer Grund dafür vorläge. Lange mustert sie die gelbe Rose, die in der blauen Glasvase steht, die Flasche „Klosterkeller", neben der ein Korkenzieher liegt, die Wurstplatte, von der sie schließlich ein Stück Kochschinken nimmt, sich im Sessel zurücklehnt und die Beine anzieht. Gerdas Füße brennen, und bis zu den Knien herauf fühlen sich ihre Beine an wie eingeschlafen. Das kommt von den vielen Kilometern Stadtmarsch, die sie am Nachmittag hinter sich gebracht hat. Sie wollte mit Theresa wie jeden Tag ein Stück spazieren gehen, und der Marsch hatte ganz plötzlich begonnen. In dem Augenblick nämlich, als sie im Schaufenster des Friseurgeschäftes an der Kaufhalle das Schild sah, das um Friseusen warb. Von dem Augenblick an suchte sie in den Straßen nach solchen Schildern, fand sie auch an fast allen Betriebstoren, Verwaltungsgebäuden, auch in Schaufenstern von Werkstätten und Läden und sogar an Schulhäusern. Am meisten gefragt waren Heizer, Raumpflegerinnen, Küchenfrauen, Verkäuferinnen, Pförtner. Auf keinem der vielen Schilder, auch nicht auf dem, das vorm Tor der Gießerei steht, wurde eine Kranführerin gesucht. Ebenso plötzlich, wie Gerda diesen Marsch begonnen hatte, brach sie ihn wieder ab, direkt vorm Tor der Gießerei – und nachdem sie versucht hatte, sich als Küchenhilfe, Raumpflegerin, Verkäuferin oder Friseuse zu sehen. Sie stand am Werktor, hörte Bleche und Eisen gegeneinanderschlagen, roch für Augenblicke den strengen heißen Geruch geschmolzenen Metalls, und da fielen Erinnerungen an Brandenburg und Heimweh über sie her und stießen ihr Tränen in die Augen. Jetzt, am Tisch sitzend, empfindet Gerda die Hilflosigkeit jenes Augenblicks wieder, die Hoffnungslosigkeit, die deshalb so schwer war, weil sie gegen niemanden einen Vorwurf hatte. Nicht einmal gegen sich selbst, denn sie war Gerd ja freiwillig nach Buchholz gefolgt und weil sie ihn liebt, und das Zusammensein mit ihm ist ihr wichtiger als der Kran und das Werk in Brandenburg. In jenem Augenblick an der Gießerei hatte sie sich Gerd herangewünscht, denn er ist der einzige, der sie zu trösten vermag. Doch nun ist sie froh, daß er ihre Schwäche nicht erlebt hat. Er hätte sie als Vorwurf aufgefaßt und nicht vergessen und alles mit sich herumgeschleppt bis in die Kaserne und wäre es auch dort nicht losgeworden. Es ist gut, daß er sie nicht gesehen hat. Und schließlich hatte sie ihm vor Wochen, nachdem er auf der Straße die Entscheidung einem Groschen überlassen wollte, zugeredet, die Bitte Schraders zu erfüllen und den Spieß zu vertreten.

Gerda nimmt noch ein Stück Schinken vom Teller und schiebt die Lücke wieder zu. Langsam kaut sie, wartet auf Gerd, wünscht sich, daß er heute weniger abgespannt kommt, als an vielen Abenden vorher.

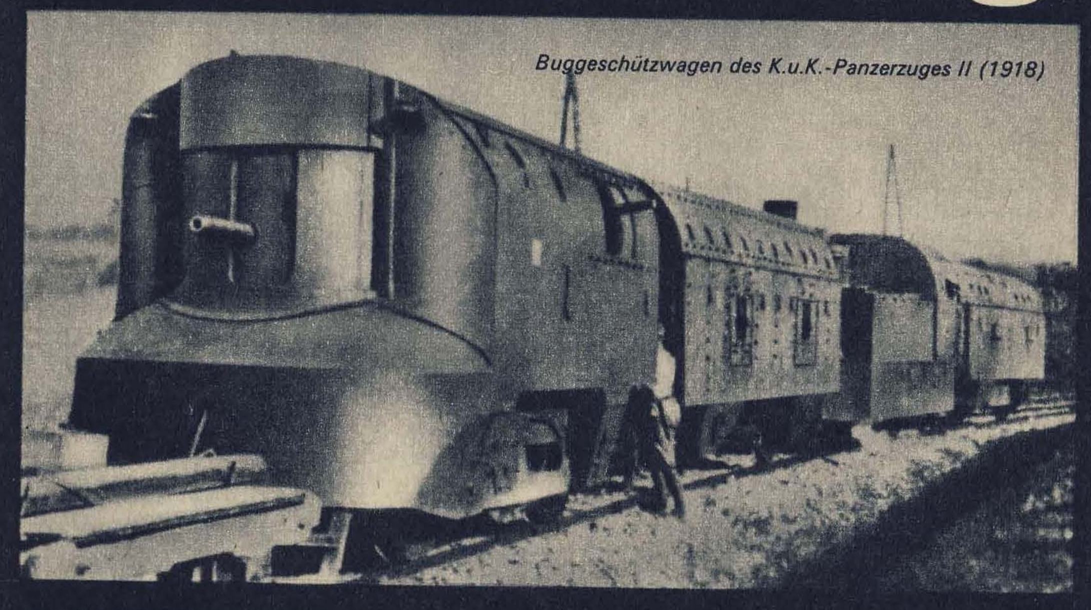
Sie fühlt sich leicht in dieser Erwartung, an der auch ihr ganzer Körper beteiligt ist, fühlt sich wie früher, wenn sie wußte, Gerd kommt auf Urlaub, und sie spürte, wie alles in ihr und an ihr sich allmählich spannte. Sie erwartet ihn so sehr, weil sie überzeugt ist, daß alles, was sie heute durchgemacht hat, nur ganz aus ihr verschwindet, wenn sie sich lieben, wenn sie fühlen, daß sie zusammengehören und alles andere sich dieser Gewißheit unterordnet. Und auf einmal begreift sie, daß sie aus dieser Erwartung heraus den Tisch heute mit besonderer Aufmerksamkeit gedeckt hat.

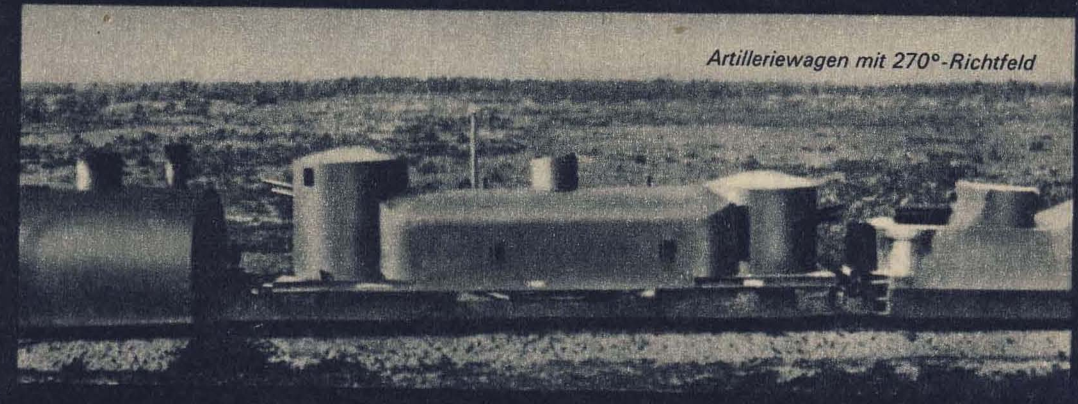
Theresa schläft ruhig, und Gerda lauscht den kurzen regelmäßigen Atemzügen des Kindes. Das schläfert sie schließlich ein, und sie erwacht erst, als Hände ihr Gesicht umfassen. Hände, die frisch sind von kaltem Wasser. Gerd hat sich schon gewaschen und umgezogen, hat bereits Wein in die Gläser gegossen und hebt eines ihr zu. Sie stoßen schweigend an, trinken und Gerda mustert ihn auch während des Trinkens über den Rand ihres Glases hinweg. Sein Gesicht ist schmaler geworden in den letzten Wochen. Die Falten, die sich von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln hinabschwingen, haben sich tief eingegraben, so tief wie sein Grübchen immer war. Nur seine Augen haben sich nicht verändert, sie sind hell und wach geblieben wie sie immer waren. Gerda setzt ihr Glas ab und sagt leise: „Nur dein Mund, du hast einen ganz müden Mund."

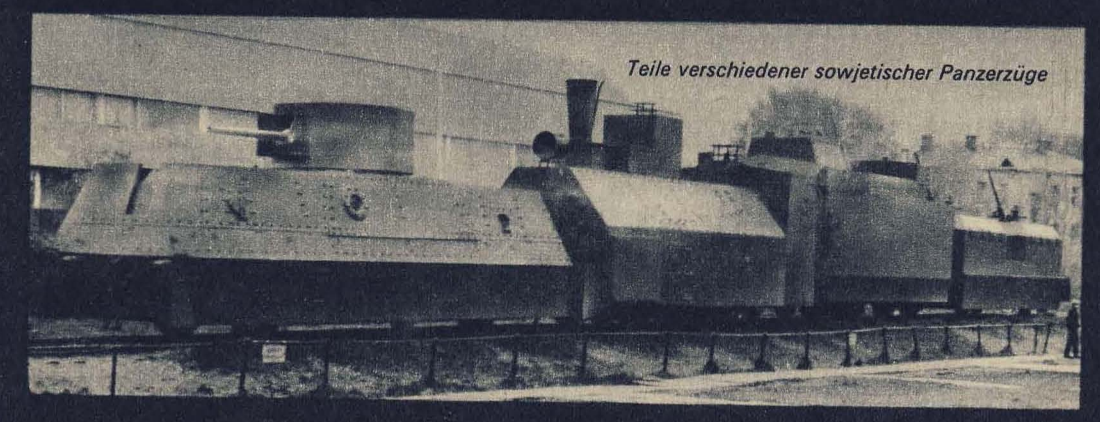
Da küßt er sie, und wie er sie küßt und seine Hände dabei vom Nacken aus mit allen Fingern in ihr Haar greifen und mit den Spitzen die Kopfhaut massieren, spürt sie, daß Gerd das gleiche Verlangen hat wie sie. Und dann, als sie zusammenliegen, ist es so, wie sie gehofft hat: Sie vergißt alles, was ihr den Tag so schwer gemacht hat.

Oberstleutnant Walter Flegel

Panzerzug-


Buggeschützwagen des K.u.K.-Panzerzuges II (1918)

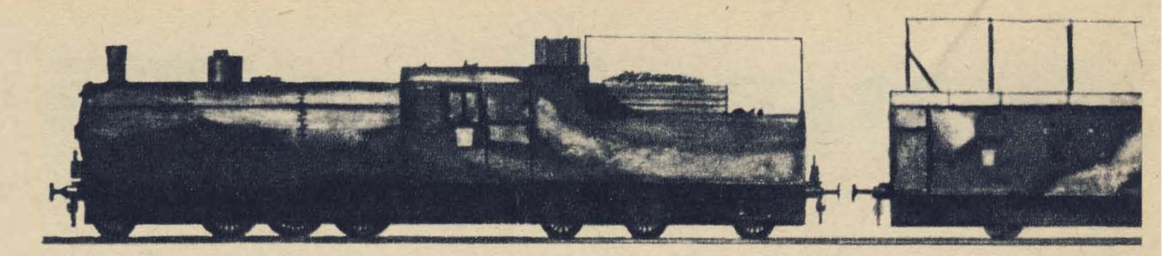

Artilleriewagen mit 270°-Richtfeld


Teile verschiedener sowjetischer Panzerzüge

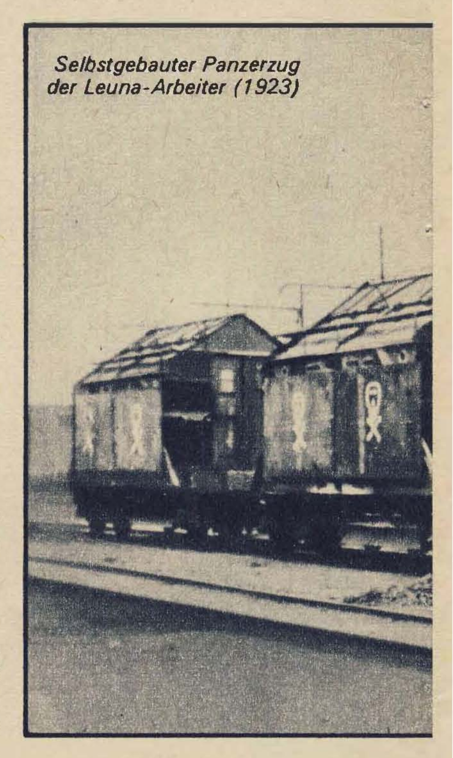
Neuauflage 75

Lange war es seit dem zweiten Weltkrieg still um den Panzerzug – bis im vergangenen Jahr der sowjetische Dokumentarfilm „Erben des Sieges", der die Kraft der Sowjetarmee mit eindrucksvollen Bildern anschaulich machte, auch den Panzerzug in Neuauflage auf die Leinwand projizierte. Ein Panzerzug Mitte der siebziger Jahre, da die Militärtechnik von ganz anderen Merkmalen geprägt ist?
In der Tat! Die Aufnahmen zeigten einen mit elektronisch gesteuerten Vierlingswaffen bestückten, in seinen äußeren Formen gedrungenen, mit Panzertürmen wie beim T 62 versehenen, von Dieselloks gezogenen Panzerzug.
Alle einstigen Behauptungen, die Luftstreitkräfte sowie die Raketenwaffe hätten den Panzerzug zum Untergang verurteilt, wurden damit ad absurdum geführt.
Gewiß sind die Bedingungen für den Einsatz eines Waffensystems dieser Art in den unermeßlichen Weiten der Sowjetunion andere als zum Beispiel in Mitteleuropa. Bestimmt wird ein Panzerzug auch nicht mehr Aufgaben im





Polnischer Panzerzug „Danuta" (1939)



Selbstgebauter Panzerzug der Leuna-Arbeiter (1923)

unmittelbaren Frontgebiet zu lösen haben. Aber Sicherungsaktionen in rückwärtigen Räumen, Transport- und Schutzaufgaben von strategischen Knotenpunkten und Umschlagstationen vor Luftüberfällen sind in den Bereich des Möglichen gerückt. Deshalb auch die starke Fla-Bewaffnung. Immerhin knüpft man hiermit an die Erfahrungen des Krieges an, wo in der Schlußphase hauptsächlich Flak-Panzerzüge eingesetzt wurden.

Die Geschichte des Panzerzuges ist lang und interessant. Ein paar Daten sollen uns einen Einblick gewähren:

1826: In Frankreich entsteht das erste, jedoch nicht realisierte Projekt eines Panzerzuges.

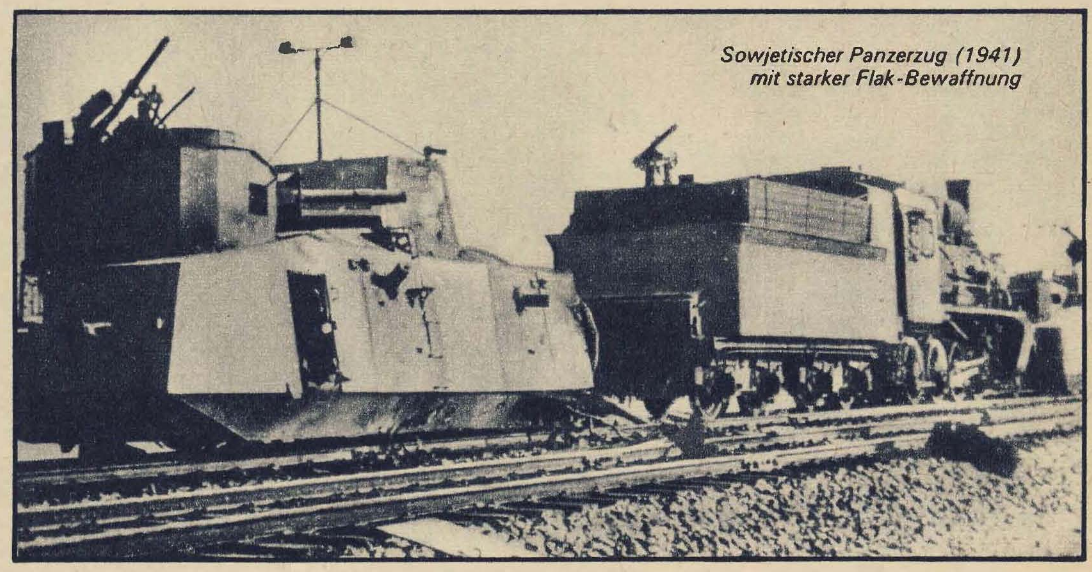
1846: Österreich setzt zum ersten Mal in militärischen Auseinandersetzungen gegen Italien einen improvisierten Panzerzug ein.

1861–1865: Ein gepanzerter Zug – bestehend aus einer Lokomotive und einem Wagen – kommt im Krieg zwischen den amerikanischen Nord- und Südstaaten zum Einsatz. Er ist mit einer Steinkanone bewaffnet!

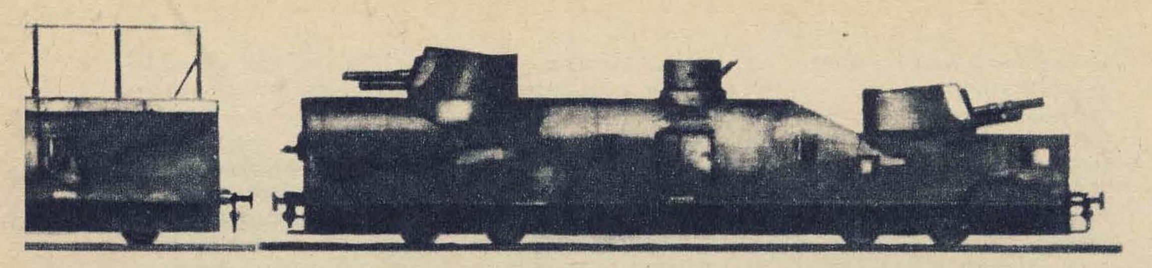
1866: Österreich verwendet im Krieg gegen Preußen einen inzwischen verbesserten Panzerzug.

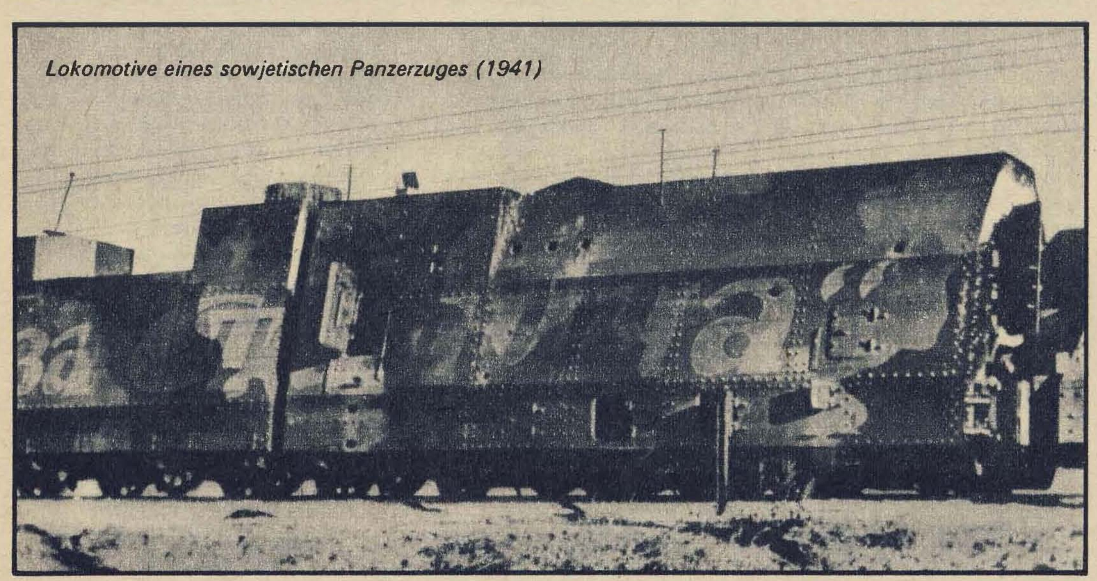
1871: Ein gepanzerter und bewaffneter Zug soll dem belagerten Paris gegen die Preußen helfen.

1884: In den französischen St.-Chamond-Werken entsteht ein Zug, der mit Stahlplatten von 6 bis 18 mm Stärke gepanzert und mit 150-mm-Waffen bestückt ist. Dieser Zug ist so



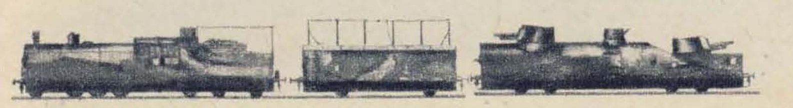
Sowjetischer Panzerzug (1941) mit starker Flak-Bewaffnung





Lokomotive eines sowjetischen Panzerzuges (1941)

schwer, daß er nur auf Doppelgleisen fahren kann.
1888: England setzt bei seiner Okkupation gegen Ägypten Panzerzüge ein.
1899–1902: England kämpft mit Panzerzügen gegen die Buren in Afrika.
1904–1905: Im Russisch-Japanischen Krieg rollen Panzerzüge über die Schienen.
1914–1917: Im ersten Weltkrieg verfügen zahlreiche Staaten über Panzerzüge, so Deutschland (20), Österreich (4), Rußland (4), Frankreich, England und Belgien. Sie spielen jedoch wegen der schnell erstarrenden Fronten kaum eine Rolle.
Ganz anders sah es während des Interventionskrieges nach der Oktoberrevolution in Sowjetrußland aus. Die junge Sowjetmacht erkannte in den Panzerzügen eine starke Waffe, denn in den unermeßlichen Weiten bildeten die Eisenbahnschienen oft die einzige Verkehrsverbindung, Flugzeuge fehlten fast völlig. Ohne Übertreibung kann man sagen, daß Panzerzüge bei allen großen Kämpfen jener Jahre erfolgreich zum Einsatz kamen. Oft stellten die revolutionären Arbeiter die Panzerzüge nicht nur her, sondern zogen mit ihnen anschließend auch in den Kampf.
Verfügte die junge Sowjetarmee 1918 über 23 Panzerzüge, so besaß sie Ende 1919 bereits 59, und gegen Ende des Interventionskrieges waren es gar 103. Viele dieser Züge kamen übrigens – repariert und modernisiert – noch im Großen Vaterländischen Krieg zum Einsatz.
Die sowjetischen Panzerzüge entsprachen in ihrem Aufbau prinzipiell denen anderer Länder. Sie bestanden meistens aus mehreren, mit Kanonen verschiedener Kaliber und Maschinengewehren bewaffneten Wagen und der Lokomotive, die des besseren Schutzes wegen oft in der Mitte des Zuges fuhr. Die Kommandanten waren – wenn der Zug Stellung bezogen hatte – mit allen Gefechtsabschnitten in telefonischer Verbindung. So konnten sie von den Schienen die vorgehende Reiterei oder Infanterie wirksam unterstützen. Oft klärten die Besatzungen auch Gelände auf oder säuberten das Gebiet von Weißen oder Interventen. Die Züge konnten aber auch Landungsmannschaften mitführen und selbständig taktische Aufgaben lösen. Sehr oft kam es aber vor, daß Panzerzüge, Panzer, Kraftfahrzeuge und Infanterie gemeinsam kämpften.
Bei der Verteidigung Zaryzins (des heutigen Wolgograds) im Jahre 1918 wurden Panzerzüge erstmals in größerer Anzahl verwendet. Auch bei der Befreiung von Tbilissi im Februar 1921 spielten sie eine große Rolle.
Dem Vorbild ihrer russischen Klassengenossen eiferten die deutschen Arbeiter nach. So schufen sich die Leuna-Arbeiter 1921, während des mitteldeutschen Aufstandes, auch ihren eigenen Panzerzug.
Nach dem ersten Weltkrieg übernahmen Polen und die Tschechoslowakei einige Panzerzüge der ehemaligen Donaumonarchie Österreich. Beide Staaten besaßen zur Zeit des Einmarsches faschistischer Truppen mehrere Panzerzüge, die Tschechoslowakei außerdem noch Panzerdraisinen. In Polen bestanden 1939 zwei Panzerzug-Divisionen (eine mit den Zügen 11, 12, 13, 14 und 15, die zweite mit den Zügen 51, 52, 53, 54 und 55), die gemeinsam mit den improvisierten Panzerzügen 1 und 2 gegen die faschistischen Aggressoren kämpften. Polnische Artillerieeinheiten setzten bereits in den Morgenstunden des 1. September 1939 einen feindlichen Panzerzug außer Gefecht, als er den Bahnhof Chojnice angriff. Von faschistischer Seite wurden während des gesamten zweiten Weltkrieges Panzerzüge mit Flak-Bewaffnung sowie in den überfallenen Ländern zur Streckensicherung gegen Partisanenverbände benutzt. Auch Finnland und Japan verwendeten Panzerzüge, Japan noch 1945 in der Mandschurei.
Die Sowjetarmee setzte nach dem Überfall Hitlerdeutschlands Panzerzüge als bewegliche Reserven in den Schlachten an der Grenze ein. Später wurden sowjetische Panzerzüge mit starker Flak-Bewaffnung besonders an Eisenbahnknotenpunkten und an Stationen, wo Truppen verladen wurden, sowie als schnell zu konzentrierende Flakbatterien gegen feindliche Fliegerangriffe verwendet. Die Sowjetarmee benutzte Panzerzüge aber auch als rollende Batterien. So waren Panzerzüge als starke Artilleriewaffenträger bei der Befreiung Warschaus im Einsatz. Interessant ist, daß die sowjetischen Konstrukteure die Panzerzüge des zweiten Weltkrieges mit serienmäßigen Türmen bewährter Panzer ausstatteten, so mit dem des Panzers T-34/76, der übrigens auch auf Flußkanonenbooten montiert war.
Nun ist uns wieder der Panzerzug begegnet, wie eh und je schienengebunden, panzergeschützt, aber mit den Feuermitteln von heute bestückt. Er ist vorwiegend Träger von Fla-Waffen, weniger Artillerieträger im herkömmlichen Sinne. Sehr wahrscheinlich ist, daß er für die Abriegelung von Gebieten des Hinterlandes mit beweglichen Einheiten operiert – Panzertruppen, mot. Schützen, die als Landeeinheiten den Zug verlassen und ihre Gefechtsaufgaben im näheren Umkreis des Operationsgebietes erfüllen.



Oberstleutnant K. Erhart
Oberstleutnant W. Kopenhagen

Irina Ponarowskaja



leningrader saengerin
23 jahre
ruehrige komsomolzin
erste festivalteilnahme
dresden 75
1. preis
fuer interpretation
des ddr-erfolgstitels:
nimm den zug,
der sehnsucht
heisst

AR: Irina, wie verlief Ihr Weg zur heiteren Muse vor diesem Senkrecht-Start?

IP: Ich besuchte bis 1971 eine Spezialmusikschule und nahm dann ein Studium im Fach Klavier am Leningrader Konservatorium auf, das ich vor kurzem beendete. An unserem Konservatorium warben die „Singenden Gitarren" für eine Sängerin. Diesen Wettbewerb konnte ich gewinnen. Und nun arbeite ich seit 1971 mit dieser Gruppe zusammen.

AR: Gab es Probleme für die Pianistin Irina, eine Sängerin zu werden?

IP: Schwierigkeiten gab und gibt es natürlich. Mir kommt es darauf an, einen eigenen Stil zu finden, mein Profil auszuprägen und dann auch im Ensemble diese individuelle Note zum Tragen zu bringen.

AR: Bei diesem schöpferischen Prozeß ist es doch nicht ausgeschlossen, sich an persönliche Vorbilder anzulehnen. Hatten oder haben Sie welche?

IP: Erst hatte ich keine, aber jetzt schätze ich Barbara Streisand, Diana Ross und Janis Joplin wegen ihrer stimmlichen und schauspielerischen Qualitäten.

AR: Ihr Name ist dem DDR-Publikum kein unbe-

kannter mehr. Wer ihn bis Ende 1975 noch nicht gehört hatte, stieß zum Schlagerfestival „Dresden 75" darauf. Waren Sie auch vorher schon in der DDR?

IP: Mehrmals! Mit den „Singenden Gitarren" zum Beispiel waren wir 1972 wochenlang im Friedrichstadtpalast-Programm „Wir tanzen in die Welt". Ich trete sehr gern in der DDR auf, weil ich – ohne Übertreibung – nirgendwo ein aufgeschlosseneres und freundliches Publikum erlebt habe.

AR: Irina, Sie haben studiert, treten oft im Theater auf. In der Beat-Oper „Orpheus und Eurydike" spielen Sie die weibliche Hauptrolle. Bleibt da noch Zeit für ein Privatleben?

IP: Leider kaum und deshalb freue ich mich doppelt, daß ich mit Grischa, meinem Mann, auch zusammen arbeite. Grischa dirigiert und arrangiert, wir stellen gemeinsam Programme zusammen, und außerdem ist er sozusagen mein Chauffeur.

AR: Welche Hobbys haben Sie?

IP: Wie gesagt, die Arbeit läßt nicht viel Freizeit – mein Telefon ist auch sehr zeitraubend. Wenn ich doch mal eine Mußestunde habe, stricke ich oder sitze neben dem Steuer und rede drein, aber selbst fahren möchte ich nicht. Grischa und ich haben noch keine Kinder, vielleicht im neuen Fünfjahrplan . . .

AR: Welches würden Sie als die Besonderheiten sowjetischer Sänger ansehen, und wie setzt sich Ihr Repertoire zusammen?

IP: Ich glaube, die Sänger in der Sowjetunion sind melodisch und lyrischer als anderswo. Typisch ist auch die starke Hinwendung zur Folklore. Das alles ist natürlich in meinen Programmen zu finden. Ich bevorzuge Liebeslieder, Beat und Schlager.

AR: Wie kommen Sie immer wieder zu neuen Liedern?

IP: Ich singe Melodien von vielen jungen, noch unbekannten sowjetischen Komponisten. Grischa arrangiert die Titel, so daß die Musiker oft ihre eigenen „Kinder" nicht wiedererkennen. Wir greifen auch internationale Hits auf. Wichtig ist der ständige Gedankenaustausch mit dem Publikum.

AR: Sie haben schon wiederholt Ihre Zuhörer und Zuschauer ins Spiel gebracht. Wie schätzen Sie Ihr Publikum ein?

IP: Mal so – mal so! Es ist nicht leicht, dies allgemein zu sagen. Ein bißchen traurig bin ich immer dann, wenn gerade die seichteren Dinge am besten ankommen. In Leningrad habe ich ein sehr gutes Publikum, das auch den Mut zum musikalischen Experiment begeistert aufnimmt. Ich bin auch schon oft vor Soldaten aufgetreten: in der DDR, in Polen und zu Hause in der Sowjetunion. Diese Auftritte fanden besonders oft zu gesellschaftlichen oder militärischen Höhepunkten statt. Bei den Soldaten, vor denen wir stets ohne Gage auftreten, haben wir oft mehr Erfolg als bei gut bezahlten Veranstaltungen.

AR: Irina, was würden Sie als Ihre bisher größte Enttäuschung bezeichnen? Oder gab es so etwas bei Ihnen noch nie?

IP: Doch, doch, das gab es! Und zwar hat ein Komponist einmal eine sehr schöne Melodie ganz speziell für mich geschrieben. Später entstand der Text dazu. Doch der Texter gab das Lied seiner „ge-



Autogrammanschrift: Irina Ponarowskaja, Leningrad, ul. Pobedy, Dom 4, Kw. 94, UdSSR



wohnheitsmäßigen" Sängerin. Ich war sehr enttäuscht, als ich plötzlich „mein" Lied auf Schallplatte hörte . . .

AR: Nun noch etwas: Ihr Mann ist leidenschaftlicher Angler und gehört zu den „Singenden Gitarren". Hat er Sie erst dort geangelt oder schon vorher?

IP: Wir haben uns bei den „Singenden Gitarren" kennengelernt. Doch in den ersten zwei Jahren nahm Grischa nur „dienstlich" Notiz von mir. Sie müssen wissen, ich wog 24 kg mehr als jetzt.

AR: Kaum zu glauben!

IP: Doch! Ich könnte Ihnen auch Bilder von damals zeigen. Tja, und parallel mit den Erfolgen meiner Abmagerungskur wuchs Grischas Interesse an mir . . .

AR: Mit welchen Zukunftsplänen tragen Sie sich?

IP: Wir bauen gerade eine neue Gruppe auf. Sie heißt (vorläufig) „Du und ich", und ihr gehören 12 Mann an. Wir haben vor, auch bald einmal in die DDR zu kommen.

AR: Über dieses Wiedersehen würden sich sicher auch die Leser der AR sehr freuen, in deren Namen ich mich bei Ihnen recht herzlich für dieses Gespräch bedanken möchte.

(Das Gespräch führte AR-Mitarbeiter Grischa Klenner)

Der Löwe des Atlas



Noch fünf Jahrzehnte später sind die Spuren des Krieges zu entdecken, als wir auf der vielfach gewundenen Straße von der nordmarokkanischen Stadt Tetuan ins Rif-Gebirge fahren. Unser Ziel ist Xauen, die „Heilige Stadt", die zu betreten Europäern noch zu Beginn unseres Jahrhunderts untersagt war. Nur 57 Kilometer liegen zwischen Tetuan und Xauen. Zwei Wochen benötigten 15000 spanische Soldaten für diese Strecke, als sie sich 1925 zum zweiten Mal anschickten, das Rif zu erobern.

Xauen ist eine freundliche Stadt mit weißen Häusern und roten Ziegeldächern am Fuße eines grauen Berges. Aber auch hier noch brandgeschwärzte Mauern, die an den nationalen Befreiungskampf erinnern, der schon 1912 begonnen hatte.

Im Zuge der Aufteilung der Welt unter die imperialistischen Kolonialmächte hatten sich Frankreich und Spanien auf eine Teilung Marokkos geeinigt. Die rohstoffreiche Berglandschaft im Norden sollte den Spaniern überlassen bleiben. Doch die Inbesitznahme dieser Region fiel den Kolonialherren nicht leicht. Die Bergstämme des Rif, die berberischen Kabylen, wehrten sich gegen das Eindringen der Fremden. Nur hier und dort konnten die Spanier einen der feudalen Stammeshäuptlinge bestechen und auf diese Weise an Boden gewinnen. Aber wo sie erst einmal Fuß gefaßt hatten, übten sie ihre Herrschaft mit brutaler Gewalt aus. Die Bauern wurden zur Arbeit auf den Latifundien der spanischen Großgrundbesitzer gezwungen, sie wurden wie Sklaven gehalten.

Doch erst nach dem Ende des ersten Weltkrieges arbeitete man in Madrid einen Plan zur völligen Unterwerfung des Rif aus. Und Anfang 1919 begann die spanische Invasion. Im Oktober wurde Xauen zum ersten Mal erobert. In dieser kritischen Situation erstand den Rif-Kabylen in Abd el Krim ein begabter und weitsichtiger Führer. Er stammte aus einem alten Feudalgeschlecht, sein Vater hatte mit den Spaniern kollaboriert. Er und seine Brüder hatten in Spanien studiert. Doch als nun die Kolonialmacht in einem blutigen Feldzug einen Stamm des Rif nach dem anderen zu unterwerfen trachtete, trennte sich Abd el Krim von den Angehörigen seiner Klasse, die ihr Volk an die Aggressoren verrieten. Er trat an die Spitze des Volkswiderstandes.

Im Juli 1921 griff der spanische General Silvestre mit 15000 Mann im Ost-Rif an. Bei der Stadt Anual kam es zu einer fünftägigen Schlacht. Die Angreifer wurden vernichtend geschlagen. Die Soldaten Abd el Krims erbeuteten 250 Geschütze mit Munition, 300 Maschinengewehre und mehr als 20000 moderne Gewehre. Die Kolonialarmee mußte sich fluchtartig zur



Küste zurückziehen, General Silvestre beging Selbstmord.

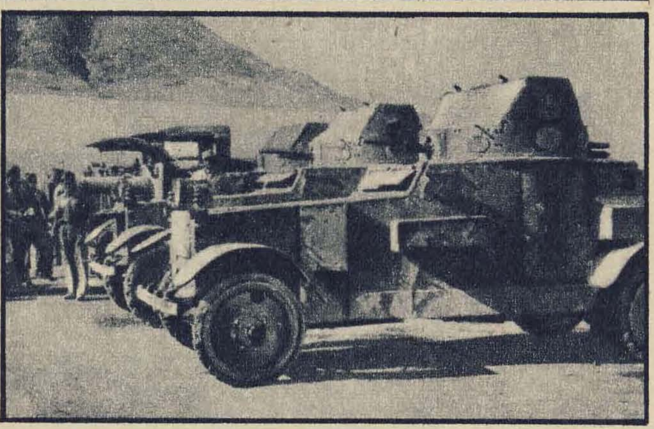
Als die Spanier im September 1921 eine neue Offensive begannen, traten die Stammesältesten der Rif-Kabylen zu einer Beratung zusammen. Auf Vorschlag Abd el Krims beschlossen sie, die Stämme zu einem Bund zusammenzuschließen. Auf seinen Rat hin wurde eine Nationalversammlung gewählt, die die unabhängige Rif-Republik ausrief. Abd el Krim wurde Präsident und militärischer Oberbefehlshaber.

Die Rif-Republik umfaßte ein Gebiet von 20000 Quadratkilometern (das entspricht zweimal der Größe des Bezirks Neubrandenburg) und hatte 850000 Einwohner. Die Bewohner lebten vor allem von der Landwirtschaft und vom Fischfang. So faßte Abd el Krim denn auch eine Reihe von liberalen Reformen ins Auge, die vor allem der Verbesserung der sozialen Lage der Bauern, Hirten und Fischer gelten sollten. Seine Beamten propagierten auf dem Lande neue Anbaumethoden. Grundschulen wurden gegründet, und in Agdir, der Hauptstadt der jungen Rif-Republik, entstand eine Oberschule. Ein modernes Gerichtswesen wurde geschaffen, eigenes Geld in Umlauf gegeben.

Abd el Krims Außenpolitik war darauf gerichtet, den Versuch zu unternehmen, mit Spanien einen Friedensvertrag abzuschließen. Das scheiterte an der starren Haltung der Kolonialmacht, die auf ihren Annexionsplänen beharrte. Auch die Versuche, Beziehungen zu anderen Staaten anzuknüpfen, brachten kaum Erfolg. Der erste und einzige Staat der Welt, der die Rif-Republik anerkannte, war die junge Sowjetunion.

Abd el Krim schenkte angesichts der ständigen Bedrohung seines Staates der Bildung einer modernen Armee besondere Aufmerksamkeit. Die Milizen, mit denen er anfangs gekämpft hatte, wurden in eine reguläre Armee von 5000 Mann Stärke umgebildet. Daneben standen ihm 50000 Krieger der Stämme, die nunmehrige Miliz, zur Verfügung.





Kampfpause bei den Rif-Kabylen. Ihre einzige Bewaffnung waren oft nur französische Gewehre vom ältesten Typ.

Spanische Tanks wurden u. a. gegen die um ihre Freiheit kämpfenden Marokkaner eingesetzt.

Als alle Versuche gescheitert waren, einen Vertrag mit Spanien abzuschließen, kam es im Juni 1924 zu einer Erhebung der Rif-Bewohner in dem seit 1919 von Spanien besetzten Raum von Xauen-Tetuan. Die Bevölkerung ging auf die Seite der Rif-Republik über. Ende 1924 verfügte Abd el Krim über den größten Teil Nordmarokkos. Sein Kampf fand nun auch in dem von Frankreich beherrschten Südteil des Landes Widerhall. Angefeuert von den Erfolgen der Rif-Kabylen bereiteten die Berber-Stämme in Französisch-Marokko den Aufstand vor. Nun entschied die französische Regierung, es sei an der Zeit, an der Seite Spaniens in den Krieg zu ziehen.

Im April 1925 überschritten französische Truppen die Grenze der Rif-Republik. Abd el Krims Truppen gingen zum Gegenangriff über. Es sollte ihre letzte Offensive sein. Im Juli 1925 einigten sich Spanien und Frankreich auf einer Konferenz in Madrid über den koordinierten Schlag zur Vernichtung der Rif-Repu-

blik. Frankreich setzte 325000 Soldaten ein, darunter die 16000 Mann der vor allem aus Deutschen bestehenden Fremdenlegion. Spanien stellte über 100000 Mann bereit. Dieser Übermacht konnte Abd el Krim nur 40000 Mann – unzureichend ausgerüstet – entgegensetzen. Die Kolonialmächte blockierten mit ihren Kriegsschiffen die Küste. Sie setzten zum ersten Mal in größerem Umfang die Luftwaffe ein, die Giftgasbomben abwarf und die Getreidefelder der Rif-Bauern mit Phosphorbomben in Brand setzte.

Im Herbst 1925 begann die Großoffensive, und schon am 2. Oktober 1925 war die Hauptstadt Agdir in den Händen der Feinde.

In diesem Augenblick konnte sich die Rif-Republik nur noch auf ihre schwindenden Kräfte stützen. Aber eine Welle der internationalen Solidarität stärkte den Kämpfern Abd el Krims noch einmal den Rücken. Die Kommunistische Internationale rief dazu auf, für die Anerkennung des Selbstbestimmungsrechts der Marokkaner einzutreten und den Kampf der Rif-Republik zu unterstützen. Eine der ersten großen internationalen Solidaritätskampagnen begann. In Frankreich trat der Generalsekretär der Kommunistischen Partei, Maurice Thorez, an die Spitze eines Aktionskomitees zur Unterstützung der Rif-Republik. Am 12. Oktober 1925 nahmen 900000 französische Arbeiter an einem 24-stündigen Generalstreik zur Unterstützung Abd el Krims teil.

Zahlreiche Solidaritätskundgebungen fanden auch in Deutschland statt. Das Zentralorgan der KPD, die „Rote Fahne" schrieb: „Die Kommunisten und revolutionären Arbeiter stehen immer und überall auf der Seite der schwachen, gegen die Fremdherrschaft kämpfenden Völker und gegen die imperialistischen Ränke und fordern die gesamte arbeitende Bevölkerung auf, dasselbe zu tun. . ."

Der X. Parteitag der KPD, der im Juli 1925 in Berlin stattfand, verabschiedete eine Resolution, in der zur Solidarität mit der Rif-Republik aufgerufen wurde.

Aber das internationale Kräfteverhältnis war Mitte der 20er Jahre noch so, daß es dem Imperialismus möglich wurde, diese nationale Befreiungsbewegung niederzuschlagen. Unter den Bomben amerikanischer Piloten in spanischen Diensten zerbarsten die Mauern des alten Schlosses in Xauen, in dem Abd el Krim, den man längst den „Löwen des Atlas" nannte, residiert hatte.

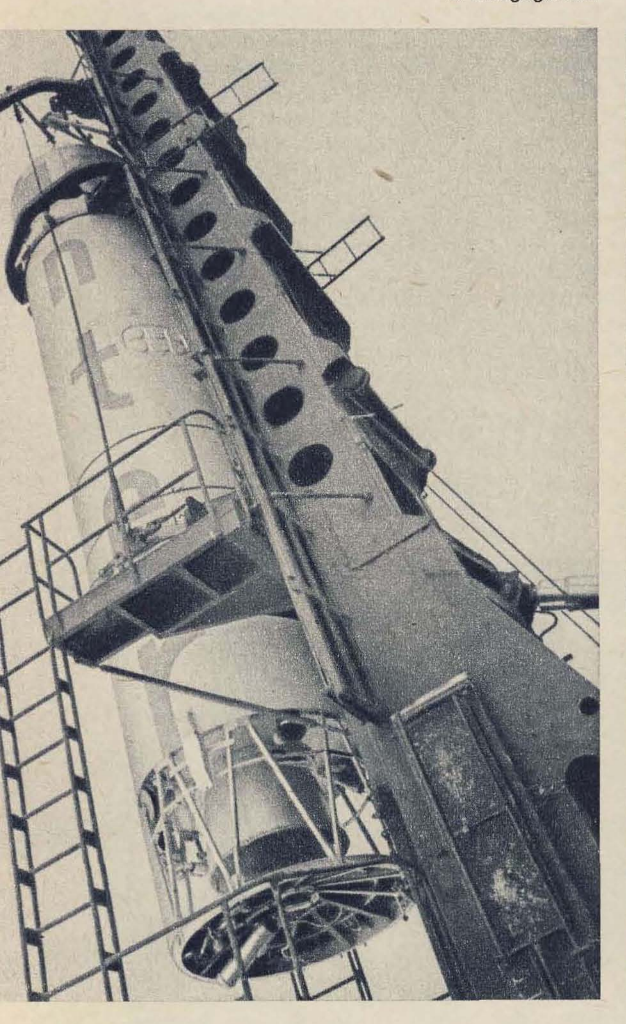
Am 27. Mai 1926, vor etwas mehr als 50 Jahren, wurde Abd el Krim von französischen Truppen gefangengenommen. Der Kampf der Rif-Republik war zu Ende. Man verbannte Abd el Krim auf die Insel Réunion. Als er 1947 zu einem anderen Zwangsaufenthalt überführt werden sollte, gelang ihm die Flucht. In Kairo fand er Asyl. Hier beriet er Anfang der fünfziger Jahre die Freiheitskämpfer Marokkos und Algeriens. Im Exil starb er am 6. Februar 1963 – acht Jahre, nachdem Marokko seine nationale Unabhängigkeit zurückgewonnen und die letzten spanischen und französischen Soldaten das Land verlassen hatten.

Klaus Polkehn

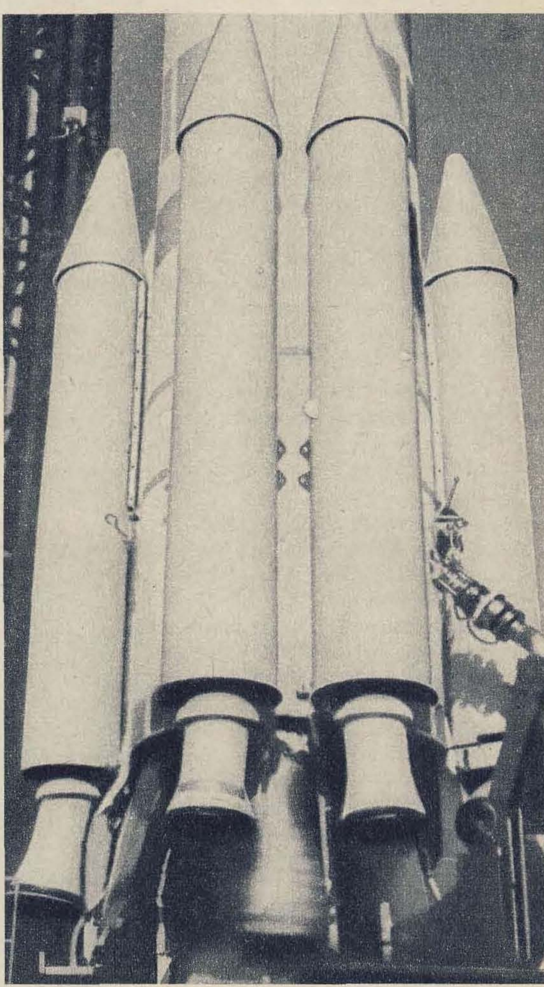
Markttag in Xauen, der ehemals „Heiligen Stadt", die noch bis zu Beginn dieses Jahrhunderts kein Europäer betreten durfte.



Oberstufe einer „Interkosmos"-Trägerrakete im Montagegerust.



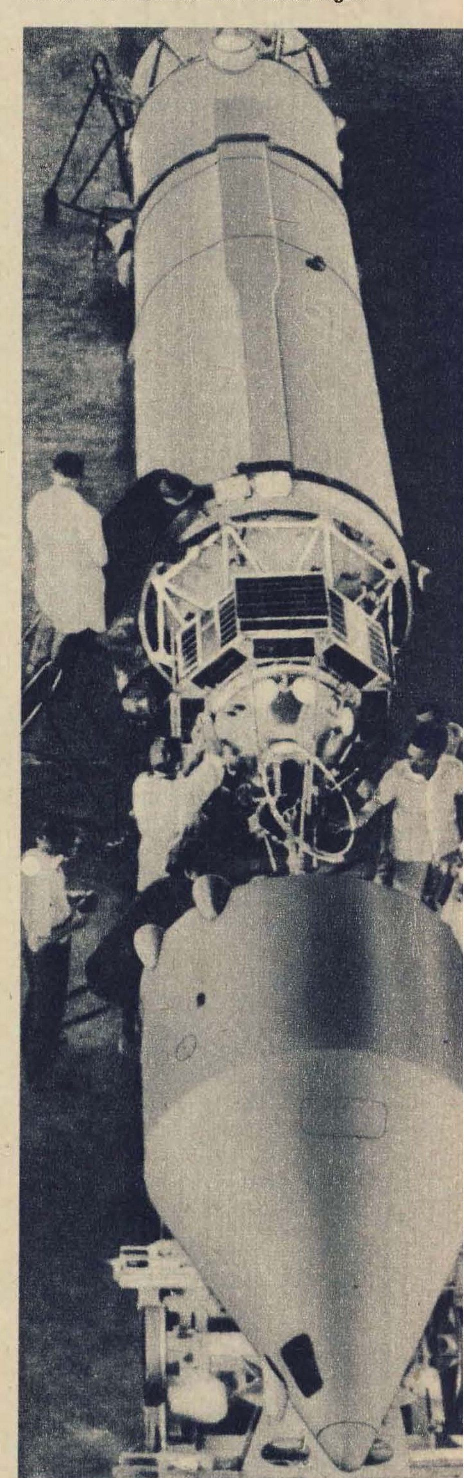
Starthilfsraketen am Heck einer mehrstufigen Trägerrakete.



»Maßgeschneidert« geht's in das All

In der AR 5/1976 haben wir uns mit einigen charakteristischen Eigenheiten der verschiedenen Raketenantriebe vertraut gemacht. An dieser Stelle soll über die verschiedenen Arten von Raketen berichtet werden.

Endstufe einer „Kosmos"-Trägerrakete mit Nutzlast und Nasenkegel.



Was ist eigentlich eine Rakete? „Rakete: Flugkörper, der durch ein Raketentriebwerk angetrieben wird, von der Erdoberfläche eigenstartfähig ist und zum Transport von Nutzmassen für wissenschaftliche Zwecke oder Kampfladungen eingesetzt werden kann." So steht es im Lexikon.

Die wichtigsten Bestandteile solch eines Flugkörpers sind die Zelle (der Raketenkörper), die Treibstoffbehälter, das Triebwerk mit Zubehör, die Steuerungs- und Lenkorgane sowie der Nutzlastteil.

Die Projektierung einer Rakete ist eine äußerst komplizierte Sache. Da muß man sich zunächst Klarheit darüber verschaffen: Was für Nutzlasten sollen befördert werden, welche Masse sollen sie besitzen und welche Abmessungen haben? Wie soll bei Raumflugkörpern die Bahn verlaufen?

Daraus ergeben sich ganz bestimmte Festlegungen hinsichtlich der Leistungsfähigkeit des Antriebes, der Stufenzahl und einiger anderer Parameter. Eine weitere Entscheidung fällt mit der Wahl der Antriebsart. Fest oder flüssig, das ist die erste Frage. Die zweite: welche Treibstoffkombination wird gewählt? Die Aerodynamiker haben ebenfalls ein Wort mitzureden. Welches ist die günstigste aerodynamische Form, bei der die Rakete die erforderlichen Geschwindigkeiten erreichen kann und dabei auch über ausreichende Längsstabilität verfügt? Der Raketenkörper muß so konstruiert sein, daß er bei möglichst geringer Masse und geringer aerodynamischer Aufheizung in der Antriebsphase eine solide Festigkeit besitzt.

Abhängig vom Flugprogramm wird dann die Art des Lenksystems ausgewählt. Schließlich ist noch die Frage zu klären: Wohin mit den verschiedenen Aggregaten, Baugruppen und dem ganzen Zubehör, das zu einem solchen komplizierten Mechanismus gehört?

Wer nun denkt, die hauptsächliche Entwicklungsarbeit wäre getan, der irrt. Jetzt beginnt der nächste Schritt. Er nennt sich „Wahl der Projektparameter". Das sind die Ausgangswerte, auf deren Grundlage die Massencharakteristika, die Schubkraftwerte und die geometrischen Parameter der Rakete festgelegt werden. Dazu zählen zum Beispiel die Stufenzahl, das Anfangs-Massenverhältnis der einzelnen Stufen zueinander, ihr anfängliches Schub/Geschwindigkeits-Verhältnis, die Druckverhältnisse in der Brennkammer und in der Düsenmündung sowie die anfängliche Querschnittsbelastung der Rakete.

Jetzt erst kann die eigentliche Projektierung beginnen, nach der dann eine Ein- oder Mehrstufenrakete mit Feststoff- oder Flüssigkeitsantrieb entsteht. Es gibt eine ganze Reihe verschiedener Auslegungsvarianten innerhalb dieser beiden Kategorien.

Die einfachste ist die Einstufenrakete. Sie kann mit einem Feststoff-, Flüssigkeits- oder Hybridtriebwerk ausgestattet, ungelenkt oder kommandogelenkt sein oder über eine Inertiallenkung verfügen. Ihre Stabilisierung erfolgt entweder über Strahlruder oder mit Hilfe aerodynamischer Stabilisierungsflächen oder eine Kombination beider Methoden. Einstufenraketen werden in der Raumfahrt gewöhnlich nur für die Höhenforschung verwendet, da ihre Leistungsfähigkeit nicht ausreicht, Nutzlasten auf Erdumlaufbahnen zu befördern. Für diese Zwecke werden je nach Größe und Masse der zu befördernden Nutzlast sowie Form und Lage der Bahn Mehrstufenraketen eingesetzt. Auch hier können die drei erwähnten Antriebsarten (fest, flüssig, hybrid) wahlweise

angewandt werden oder Kombinationen: erste Stufe mit Flüssigkeitsantrieb, zweite Stufe mit Feststoffantrieb usw. Zur Vergrößerung des Schubs beim Start verwendet man häufig Feststoff-Starthilfen. Die verwendeten Lenksysteme und Stabilisierungsarten entsprechen denen der Einstufenraketen.

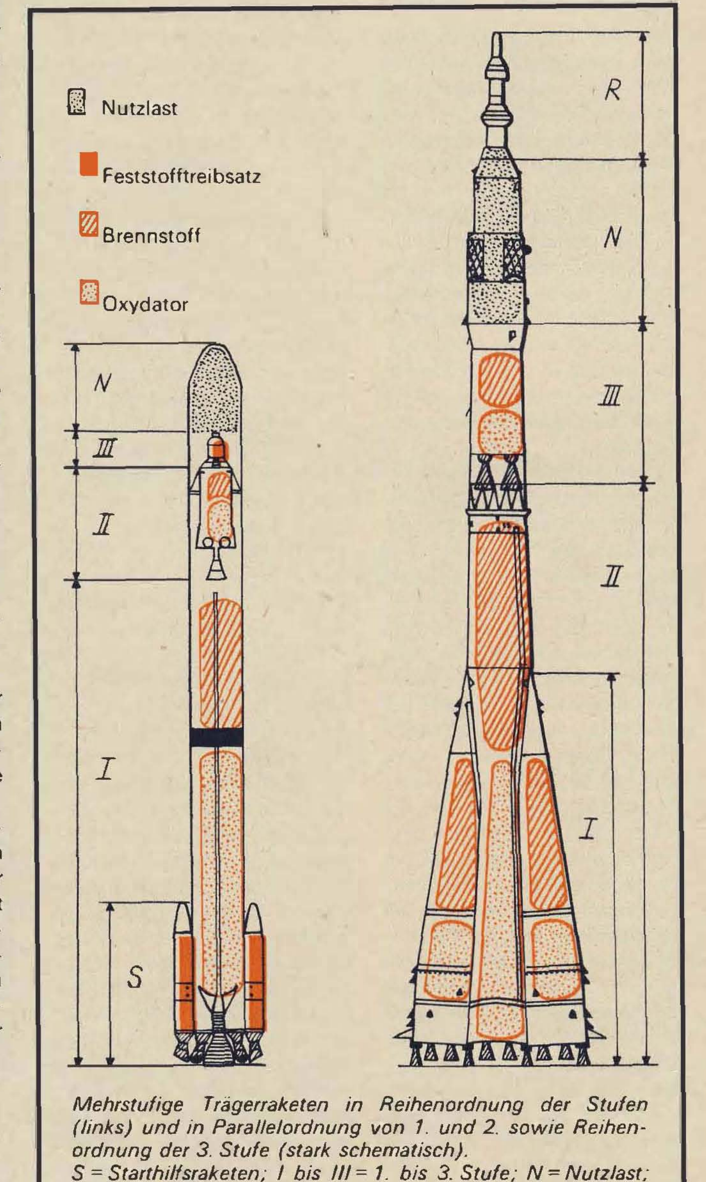
Im Aufbau von Mehrstufenraketen unterscheidet man die Reihen(Tandem-)anordnung und die Parallelanordnung der Stufen sowie Kombinationen beider Varianten. Die Reihenanordnung (auch als horizontale Stufenteilung bezeichnet) ist die „klassische" Form. Hier sitzen die Stufen übereinander. Bei der Parallelanordnung (vertikale Stufenteilung) gruppieren sich um einen Hauptkörper mehrere Antriebseinheiten. Diese Form wählte seinerzeit der sowjetische Konstrukteur Koroljow für die Startstufe der Wostok-Rakete. Darauf war dann die dritte Stufe in Reihenanordnung montiert.

Die Entscheidung, welcher der zahlreichen Möglichkeiten hinsichtlich Antriebsart, Treibstoffkombination, Stufenanordnung, Lenksystem usw. der Vorzug gegeben wird, hängt von vielen Faktoren ab, von der Art der vorhandenen Startanlagen, vom Flugprogramm, vom Antriebsbedarf, von Größe und Form der Nutzlast u.v.a. Wichtig ist in jedem Fall, daß die den jeweiligen Forderungen entsprechende Optimalvariante gewählt wird.

Die geometrischen Abmessungen werden in erster Linie durch die Größe der Treibstoffbehälter bestimmt. Diese wiederum hängt ab von der Brenndauer der Triebwerke entsprechend dem Flugprogramm und dem spezifischen Treibstoffverbrauch der Triebwerke. Man kann also aus der Größe einer Rakete nicht unbedingt auf ihre Leistungsfähigkeit schließen. Für eine Rakete gilt in hohem Maße die Eigenschaft, daß sie für den jeweiligen Einsatzzweck „maßgeschneidert" ist.

Den Entwurfsarbeiten folgt die Fertigung der einzelnen Baugruppen, Stufen, Triebwerke und Aggregate, die einzeln oder im Komplex erprobt werden. Meist werden noch in diesem Stadium konstruktive Veränderungen vorgenommen, bis dann der Prototyp der Rakete zum ersten Start auf der Plattform steht. Erst nach seiner Erprobung, der sich noch Starts weiterer Versuchsmuster anschließen können, ist eine Rakete einsatzreif.

Peter Stache



Mehrstufige Trägerraketen in Reihenordnung der Stufen (links) und in Parallelordnung von 1. und 2. sowie Reihenordnung der 3. Stufe (stark schematisch).
S = Starthilfsraketen; I bis III = 1. bis 3. Stufe; N = Nutzlast; R = Rettungssystem.

Was ist . . .

Adapter
Bauteil (Zwischenstück) zur Verbindung zweier Raketenstufen (Stufenadapter) oder zur Verbindung der Nutzlast mit der Raketenendstufe (Nutzlastadapter).

aerodynamisches Ruder
Steuerfläche, die zur Lenkung und Stabilisierung der Rakete während des Flugs durch die dichteren Schichten der Erdatmosphäre dient.

Brennschlußgeschwindigkeit
Geschwindigkeit einer Rakete oder Raketenstufe zum Zeitpunkt des Brennschlusses. Ihre möglichst genaue Einhaltung ist für das Flugprogramm von großer Wichtigkeit, weil durch die Geschwindigkeit die Form der Umlaufbahn des Raumflugkörpers bestimmt wird.

Grundstufe
Erste Stufe einer mehrstufigen Rakete.

Inertial-Lenksystem
Verfahren zur autonomen (selbständigen) Lenkung von Raketen, bei dem die Bezugswerte für die Ortung von einem System an Bord der Rakete errechnet und in Lenkkommandos umgesetzt werden. Es arbeitet meist nach dem Prinzip der Trägheitsnavigation.

Kabelableitung
An der Außenhaut einer Rakete oder Raketenstufe verlegte elektrische, hydraulische und andere Leitungen.

Lenksystem
Anlage für die Lenkung von Raketen. Dazu gehören elektronische Geräte zur Errechnung bzw. Verarbeitung der Lenkkommandos und die Lenkorgane (aerodynamische Ruder, Stahlruder, schwenkbare Triebwerke und Hilfstriebwerke).

Massenverhältnis
Verhältnis von Startmasse zu Leermasse. Wesentliche Beurteilungsgröße für die konstruktive Güte einer Rakete. Angestrebt wird ein möglichst hohes Massenverhältnis; gegenwärtig liegt der Durchschnittswert für mehrstufige Trägerraketen bei 10. . . 15.

Oberstufe
Auf der Grundstufe (Startstufe, Erststufe) aufgesetzte weitere Stufe(n) einer Trägerrakete (Zweitstufe, Drittstufe, Viertstufe).

Raketenstufe
Bauteil einer Rakete, bestehend aus Triebwerk, Treibstoffbehältern und Ausrüstungssystemen.

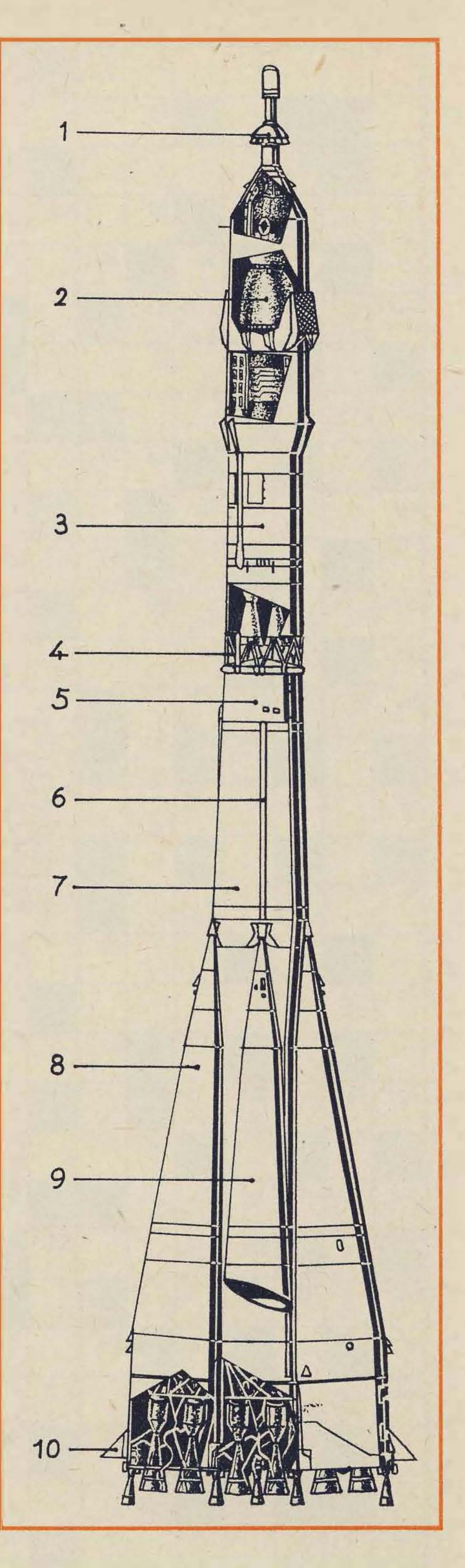
Schubgerüst
Meist mit der Triebwerksaufhängung identisches Bauteil, das die von einem Flüssigkeitstriebwerk erzeugten Kräfte aufnimmt und auf die Gesamtkonstruktion der Rakete überträgt.

Stabilisierungsfläche
Fläche, die der aerodynamischen Stabilisierung einer Rakete in dem Teil der Aufstiegsbahn dient, der durch die dichteren Schichten der Erdatmosphäre führt.

Starthilfe
Zusätzlich beim Start gezündetes, kurzzeitig arbeitendes Hilfstriebwerk (Booster).

Strahlruder
Im Abgasstrahl der Ausströmdüse liegende drehbare Ruder aus hochwarmfestem Werkstoff, die zur Lenkung dienen.

Zelle
Körper einer Rakete oder Raketenstufe ohne Triebwerkssystem und ohne Ausrüstung.



Aufbauschema der sowjetischen „Sojus"-Trägerrakete:
1 – Rettungssystem
2 – Raumschiff
3 – Drittstufe
4 – Stufenadapter
5 – Lenksystem
6 – Kabelableitung
7 – Zweitstufe (Mittelblock)
8 und 9 – Erststufe (Außenblocks)
10 – Stabilisierungsflächen

PREISFRAGE: Aus den Buchstaben der mit einem Kreis versehenen Felder (Reihenfolge waagerecht) ergibt sich die Bezeichnung des Abschlußdokumentes einer bedeutungsvollen Konferenz, die am 2. August 1945 beendet wurde. Worum handelt es sich? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 30. August 1976. Wir belohnen Euren Rätselschweiß mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 9/76.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. DDR-Schriftstellerin, 5. Schnittgerade, 9. Gemüsepflanze, 13. die Zeit von Mittag zu Mittag, 14. Teil des Rheinischen Schiefergebirges, 15. weiblicher Vorname, 16. Fischeier, 17. Grünfläche, 19. Wein- oder Biersatz, 20. Hülsenfrucht, 22. russischer Maler (1844–1930), 24. Schaumwein, 26. Handlung, 28. Wendekommando, 30. wissenschaftlicher Mitarbeiter eines Verlages, 34. Strom in der UdSSR, 36. Nahrungsmittel, Fett, 39. tropische Faserpflanze, 40. weiblicher Vorname, 41. Kletterpflanze, 42. Stadt in Holland, 43. Modelliermasse, 45. Teil einer Funkanlage, 46. norwegischer Komponist (1843–1907), 48. Zacke, 50. Schöpflöffel, 54. Spielbestimmung, 57. Zeichen, 58. Blütenstand, 59. weiblicher Vorname, 61. griechischer Buchstabe, 62. Zierpflanze, 64. Stimmlage, 65. italienische Hafenstadt, 66. Gesangsstück (Mehrzahl), 69. Stadt in Holland, 72. Schmarotzer, 73. lyrisches Chorwerk, 74. Zwiegespräch, 77. Stadt in Südfrankreich, 81. überlieferte Erzählung, 85. Schriftstück, Unterlage, 87. Wandgestell, 88. Heilbehandlung, 89. norwegische Provinzhauptstadt, 90. Lager des Hasen, 91. unbestimmter Artikel, 92. Volk in der UdSSR, 95. Tanz, 98. spanische Anrede, 100. Himmelsrichtung, 102. Alarmgerät, 104. Auffahrt, 106. rätselhafter Ausspruch, 108. bedeutender sowjetischer Staatsmann (1924 gest.), 110. mundartlich: nein, 111. italienische Filmschauspielerin, 112. Gewebeart, 114. Artikel, 115. glockenförmige Geschlechtsform der Nesseltiere, 118. Fruchtbrei, 120. russisch: Frieden, 122. Bezeichnung, 124. österreichischer Komponist, 126. größte der Kleine' Sundainseln, 128. Weinstock, 129. Einbringung der Frucht, 130. Stoffart, 131. Nagetier, 132. Fischfanggerät, 133. Eiland, 134. Verzierung in Rosenform, 135. Flüssigkeitsrest, 136. Betäubung.

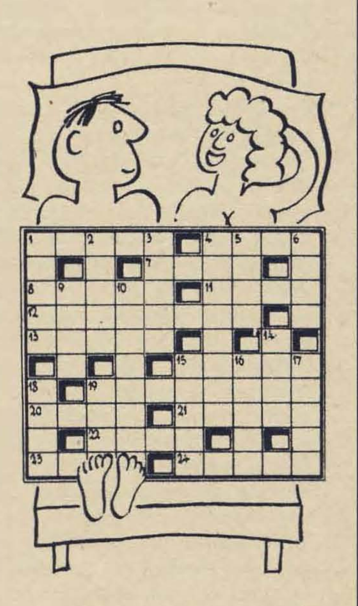
Senkrecht: 1. Reitsitz, 2. Schlag, Stoß, 3. Ansprache, 4. Wettkampfbeginn, 5. zweizinkige Erdhacke, 6. Liliengewächs, 7. Destillationsprodukt, 8. Sportboot, 9. Reihe, Folge, 10. Vorhaben, 11. Papierzählmaß, 12. Steiggerät, 15. österreichische Gemeinde in Kärnten, 18. Tierbau, 21. feststehendes Seezeichen, 23. Schriftgrad, 25. Theaterplatz, 27. Musikzeichen, 29. germanisches Schriftzeichen, 31. Tanzschüler, 32. Verweis, 33. Theaterplatz, 34. Bodenverbesserungsmittel, 35. Fanggerät, 36. Verwandte, 37. Scheunenboden, 38. Landschaftsform, 43. männliches Wildschwein, 44. Komponist der DDR-Nationalhymne (1898–1962), 47. längere Prosaerzählung, 49. griechische Insel, 50. Wüstentier, 51. österreichischer Schauspieler (1904–1964), 52. Auswahl, Auslese, 53. Stadt in Holland, 54. Büchergestell, 55. Ehepartner, 56. Wurfleine, 60. Maler und Graphiker der DDR (1893–1969), 63. durchscheinende Gipsabart, 67. See in Finnland, 68. Windung der Züge in Feuerwaffen, 70. Längenmaß, 71. Zaunteil, 74. Vorraum, 75. Heilpflanze, 76. ölsäurehaltiges Fett, 78. Spion, 79. Stadt in Nordschweden, 80. Überschlag, 82. Gebärde, Handbewegung, 83. ältester Gelehrter eines Faches, 84. Abscheu, 85. Hemmvorrichtung, 86. alte Stoß- und Wurfwaffe, 93. glänzendes Gewebe, 94. Stadt an der Bode, 96. Karpfenfisch, 97. alter Mann, 98. Gebirgshirt, 99. Begrenzung, 100. Musikwerk, 101. Regel, Richtschnur, 103. Untiefe, Strudel, 105. Gewässer, 107. Schiffsseil, 109. Zahl, 111. Klebemittel, 112. Fahrradteil, 113. Biene (dichterisch), 116. Flußbegrenzung, 117. Klagelied, 118. Gesichtsausdruck, 119. chemisches Element, 120. belgischer Bildhauer und Graphiker (1866 bis 1941), 121. Amtstracht (Mehrzahl), 123. Planet, 124. Staatshaushalt, 125. Hafenmauer, 126. Backmasse, 127. Name eines Gebirges in Westbulgarien, 128. Turngerät.

Auflösung aus Nr. 7/76

Waagerecht: 1. Lermontow, 7. Balalaika, 12. Assel, 13. Start, 15. Kreta, 17. Natal, 18. Asti, 20. Ossa, 22. Deneb, 23. Arie, 25. Eile, 27. Dinner, 30. Ger, 32. Torgau, 35. Gaul, 37. Lie, 38. Oran, 40. Erika, 41. Lager, 43. Karat, 44. Anis, 45. Perl, 46. Kletten, 50. Fallada, 54. Strophe, 56. Alge, 58. Erie, 60. Tran, 62. Eibe, 64. Klee, 65. Olm, 66. Gras, 68. Tanga, 73. Tenne, 76. Opanke, 77. Raster, 78. Ramme, 79. Rasen, 80. Elster, 82. Igelit, 84. Drall, 87. Nobel, 90. Elle, 93. Bad, 94. Elbe, 96. Este, 98. Illo, 100. Ader, 101. Lind, 102. Fassade, 103. Elektra, 107. Riemann, 110. Sieb, 112. Sete, 113. Brest, 114. Notar, 116. Ethik, 118. Ahle, 121. rar, 122. Bein, 124. Ratiné, 126. Ali, 127. Letter, 129. Urne, 132. Adam, 134. Altai, 137. Oslo, 138. Iren, 139. Kirow, 141. Arras, 143. Grani, 144. extra, 145. Imitation, 146. Kalebasse.

Senkrecht: 1. Leonidse, 2. Rast, 3. Opal, 4. Tatar, 5. Watte, 6. Ast, 7. Blase, 8. Lokal, 9. Lied, 10. Iwan, 11. Armbrust, 14. Tarn, 16. Teer, 19. Siel, 21. Silo, 23. Ara, 24. Teig, 26. Eta, 28. Neige, 29. Egart, 30. Glas, 31. Reep, 33. Onkel, 34. Gerda, 36. Uran, 39. Rolf, 41. Liste, 42. Recht, 46. Kraft, 47. Tee, 48. Esel, 49. Soll, 51. Anna, 52. Lee, 53. Adele, 54. Sie, 55. Erg, 57. Gin, 59. Renn, 61. Aras, 63. Inn, 64. Kapelle, 67. Sterine, 69. Atair, 70. Gomel, 71. Beere, 72. Erwin, 74. Erato, 75. Niete, 81. Tell, 83. Eule, 84. Diele, 85. Alt, 86. Tasse, 88. Bai, 89. Laden, 91. Lier, 92. Elf, 94. Ede, 95. Brei, 97. Erk, 99. Oasen, 100. Adler, 101. Lem, 104. Ebert, 105. Titan, 106. Asyl, 107. Rede, 108. Ebene, 109. Achat, 111. Bora, 112. Sari, 113. Barbarei, 115. Talg, 117. Karawane, 119. Heu, 120. Enns, 122. Bode, 123. Ilm, 125. Isar, 128. Tein, 130. Rossi, 131. Elfen, 132. Arrak, 133. Angel, 135. Tati, 136. Irma, 139. Kalb, 140. Ries, 142. Ute.

Auflösung der Preisfrage aus Nr. 7/76: Georg Weerth



Unteroffizier auf Zeit zu Zweit?

Da flatterte doch kürzlich ein Brief von Karin S. aus Karl-Marx-Stadt auf den Tisch des Chefredakteurs. Daran ist natürlich nichts besonderes. Es kommen täglich viele Briefe. Karins verblüffte uns jedoch. Kurzfassung des Inhalts: „Mein Verlobter, Uwe M., wird jetzt als Unteroffizier auf Zeit eingezogen. Damit ich mit ihm zusammenbleiben kann, möchte auch ich als Unteroffizier auf Zeit in die gleiche Dienststelle gehen. Wie stelle ich das an?"
Das ist sicher gut gemeint. Und auch wenn sich dieser Wunsch beim besten Willen nicht erfüllen läßt, so hat mir Karin mit ihrem Brief doch zu einer Titelidee für die heutige Umfrage verholfen. Dafür mein Dankeschön nach Karl-Marx-Stadt.
Wer als Unteroffizier auf Zeit zur Armee geht, tut es freiwillig und gibt damit mehr als das gesetzlich Verlangte. Ist er verliebt, verlobt, verheiratet – dann stellt sich bei solchen Entscheidungen selbstredend zugleich die Frage, welche Haltung SIE dazu einnimmt. Denn beide, ER und SIE, müssen ja auch mit der Trennung für mindestens drei Jahre fertig werden. Solcherart Überlegungen und Entscheidungen sind zweifelsohne Probleme, die gemeinsam getroffen werden sollten. Und deswegen „Unteroffizier auf Zeit zu zweit".
Den Disput eröffnet Petra Neumann (18), Stenotypistin. Ihre Antwort ist kurz und bündig: „Es ist richtig, daß er geht!" Was das heißt, ist ihr klar. Damit leistet Petra (und auch ihr Freund) bewußt Verzicht auf tägliche Zärtlichkeiten, darauf, sich im persönlichen Gedankenaustausch gegenseitig mit Rat und Hilfe zu unterstützen. Demnach ist der Dienst als Unteroffizier auf Zeit für Verliebte, Verlobte und Verheiratete schon eine Zeit, die durch beider Mühe zu zweit bewältigt werden muß, er in der Kaserne, sie daheim. Und wie er die „Zeit der Fahne" nutzt, daran hat auch sie großen Anteil.
Ich glaube, damit wird Liebe politisch. Bertolt Brecht meinte einmal: „Aus der Liebe wird oft so viel Wesens gemacht, daß vernünftige Leute ungeduldig werden können. Sie wird aus dem gewöhnlichen Leben ganz herausgenommen, für sich allein gestellt, als stehe sie über oder doch wenigstens außer dem Leben und müsse ganz für sich betrachtet werden."
Unterfeldwebel d. R. Bernhard Thalbach (24), Student, äußert sich ähnlich: „Das Zu-Zweit-Sein ist wunderschön. Es darf aber nicht von den Menschen, von der Gesellschaft wegführen."
„Das ist ja alles richtig, doch warum soll gerade ich ein Opfer bringen? Wir haben uns erst kennengelernt und brauchen uns sehr. Im November geht Hartmut zur Unteroffiziersschule. Ich fürchte, unsere Liebe wird in diesen drei Jahren scheitern . . .", läßt Gudrun B. (19), Köchin, ihren Sorgen freien Lauf. Gudrun meinte noch, daß Liebe in unserem Staat behütet würde, aber doch nicht unbedingt mit einer „Gegenleistung zu bezahlen" sei. Unteroffizier Norbert Ristau (20), Panzerfahrer, setzt Gudruns Meinung einen größeren gesellschaftlichen Zusammenhang gegenüber. Er meint, „daß Sozialismus erkämpft werden mußte, und heute benötigt er die besten Menschen und Waffen zu seinem Schutz". Natürlich sei das schon eine Art „Gegenleistung", die man mit Herz und Überzeugung bringen soll.
Unteroffizier Jürgen Stadler (21), Richtfunktruppführer, ist seit ein paar Monaten glücklich verheiratet. Er bestätigt die Worte von Unteroffizier Ristau. Ihr Inhalt war für ihn kein unwesentliches Motiv, als Berufsunteroffizier zehn Jahre zu dienen. „Meine Frau machte darüber vor Freude nicht gerade einen Luftsprung. Hin und her ging die Diskussion." Schließlich war Liebe ausschlaggebend, nämlich auch ein unbequemeres Leben in Kauf zu nehmen, wenn es erforderlich ist. Darin sehen sie einen notwendigen Aspekt ihres Lebens zu zweit.
Aber bleiben wir bei der dreijährigen Zeit zu zweit. Da berichtet Unteroffizier Peter Kern (20), Truppführer, daß sein „Herz-As" nicht den erhofften „Stich" brachte. „Anfangs war alles klar. Sie sah meine Unteroffiziersperspektive ein. Nach anderthalb Jahren kühlte unsere Liebe merklich ab. Im Urlaub hatten wir uns nur noch wenig zu sagen. Ich habe versucht, die Ursachen dafür zu finden und kam zu dem Ergebnis: Man verändert sich bei der ‚Fahne'. Selbst merkt man es kaum, jedoch die anderen . . ." Will man diese Zeit zu zweit gut „über die Runden" bringen, dann sollte der andere stets „mitgenommen" werden. Die Gefährtin sollte wissen, so weit dies die Vorschriften erlauben, wie viel Verantwortung mit seinem Dienst verbunden ist, womit er sich täglich herumschlagen muß. Ihr Verständnis, ihre Anteilnahme würden dann auch nicht formal, sondern konkret sein. Sie wird ihn mit anderen

Die aktuelle Umfrage



An dieser Umfrage arbeiteten mit: Unteroffizier d. R. Wolfgang Lehmann, Major Heiner Schürer, Gefreiter Bernd Kaufholz, Unterfeldwebel Michael Schnabel



Augen sehen als früher, wird spüren, wie er die für ihn ungewohnte Soldatenarbeit meistert und dabei Stolz empfinden. Das ist, glaube ich, sehr viel, was man für den anderen tun kann. Wenn die Liebste mit ihm hofft und auch fürchtet, wenn seine Probleme auch die ihren werden (und umgekehrt), darin zeigt sich Liebe. Der Franzose La Rochefoucauld drückte diesen Gedanken so aus: „Liebe kann wie Feuer nicht ohne ewige Bewegung bestehen, und sie hört auf zu leben, sobald sie zu hoffen und zu fürchten aufgehört hat."
Für mich ergibt sich die Frage, ob man sich nur bei der ‚Fahne' verändert. Das wäre wohl zu einseitig gesehen. Auch sie daheim kann sich verändern, zum Beispiel durch eine Qualifizierung, Wechsel des Betriebes oder Versetzung in eine neue Abteilung. Deshalb meint auch Unteroffizier Karl-Matthias Kryszon (21), Funkmechaniker, daß das Soldatsein in dieser Beziehung gar nicht als so besondere Situation zu werten sei. Er ist nebenbei gesagt fein raus, denn er versteht sich in allen Fragen gut mit seiner Frau. Beide sehen die drei Jahre als Bewährungsprobe für die Ehe an.
Schön, wenn sich Liebe so in jedem Fall verwirklichen würde. Es gibt jedoch auch Partner, die der Armee in die Schuhe schieben, daß ihre Liebe keinen Bestand hatte. Das ist ein in mangelnder Selbsteinschätzung oder ungenügender Lebenserfahrung wurzelnder Irrtum, der oft untüchtig macht, spätere Bewährungsproben zu bestehen. Und es gibt Mädchen, aber auch Armeeangehörige, die diese drei Jahre als Solisten verbringen und nicht als Duo.
Evelyn Mörschner (20), Fachverkäuferin: „Armee und Liebe – das beißt sich." Yvette S. (20), Fernschreiberin, „tröstete" sich mit einem anderen, während er als Unteroffizier dient. In der Umkehrung: Unteroffizier Bernd Neutert (19), Gruppenführer, vergnügt sich mit den Mädchen

im Garnisonsstädtchen. Auch Unteroffiziersschüler Dietmar M. (20), benötigt „wenigstens einmal in der Woche etwas Zartes". Beide haben eine feste Freundin zu Hause.
Astrid Böwe (18), Gärtnerin, und Unteroffiziersschüler Harald Gresel (19) dagegen meinen übereinstimmend, daß man der NVA nicht den schwarzen Peter zuschieben könne, wenn ein Liebesverhältnis scheitert. Es gebe ja noch andere Berufe oder zum Beispiel ein Studium, die eine längere Trennung bedingen. Die drei Jahre Dienstzeit in der NVA oder den Grenztruppen sind wohl in den wenigsten Fällen eigentliche, tiefere Ursachen für den Konkurs einer Liebe. Entscheidend ist: Drei Jahre Trennung vom geliebten Partner verlangen Charakter, Achtung und Verständnis für die Tätigkeit des anderen. Das ist eine feste Brücke, die man erst bauen muß, über die man dann fürs ganze Leben gehen kann. So sieht es auch Unteroffiziersschüler Jürgen Frühauf (20): „Wenn ich die Nase voll habe, spornt mich gerade der Gedanke an meine Familie an, einen Zahn zuzulegen. Die Entbehrungen des Soldatenlebens übernehme ich doch auch für sie. Und Ehrgeiz spielt ebenfalls eine Rolle, in den Augen meiner Familie ein ganzer Kerl zu sein. Sie erwarten zu Hause, daß ich es packe..." Die Frau von Unteroffiziersschüler Reinhard Patzelt (19) bedauert es lediglich, daß er gerade jetzt nicht zu Hause sein kann, wo der kleine Frank da ist. Auch Unterfeldwebel Großmann (21), Rechner-Gruppenführer, hat Frau und Sohn Norman zu Hause. Deshalb fechten ihn „Außenabenteuer" nicht an.
Bachirew, Romanheld in „Schlacht unterwegs", bezeichnete die Familie als „Hinterland", das man nötig brauche, wenn der Kampf hart ist. Ein schöner Vergleich. Die Zärtlichkeit der Frau und das Lachen des Kindes entschädigen für manch harte Stunde im Dienst an der Waffe. Und selbst wenn die Liebste fern ist, so vermag sie oder auch er mit Briefen zärtlich zu streicheln.
Unteroffizier Klaus-Peter Klering (22), Gruppenführer, schreibt jeden Tag und gehört auch zu jenen, die täglich einen postalischen Liebesbeweis erhalten. Bei Unteroffiziersschüler Holger Pingel (19), Triebwerker, ist es wöchentlich nur ein Brief von seiner Frau. Er schreibt aber zwei, weil sie ja schließlich mit Tochter Nicole zu tun hat. Und Unteroffizier Hans-Jürgen Sonntag (21), Obermechaniker, fühlt sich als „Sonntagskind", „weil er die Richtige gefunden" habe. Unterfeldwebel Ingolf Rau (21), Gruppenführer, bekommt häufig „mal 'nen Rappel" und bringt es fertig, eine halbe Stunde nur an seine Freundin zu denken. „Das hilft mir über besonders anstrengenden Dienst hinweg."
Vieles ist ineinander verzahnt, was die Liebe betrifft. Sie berührt so viele Bereiche des menschlichen Lebens. Damit die Liebe von Bestand sein kann, braucht man vor allem Vertrauen zum anderen Partner, nicht nur die Gewißheit, daß er oder sie nicht „fremd" gehen. Das ist nur eine Seite. Viel wichtiger scheint mir das Vertrauen in die Kraft des Partners zu sein, schwierige Aufgaben zu lösen, richtige Entscheidungen zu treffen und nicht blind durchs Leben zu rennen. Der Volksmund meint ja, daß Liebe blind machen könne. Daran ist schon was. Deshalb bin ich auch weit davon entfernt, beispielsweise ein Mädchen oder einen Jungen zu verurteilen, die in der Liebe nur den Honigmond sehen. Das kann schon zu Fehlentscheidungen für das weitere Leben und somit auch für den Fortbestand einer Liebe führen. Das ist, glaube ich, auch eine Frage der Reife.
Über eines sind wir uns jedenfalls alle wohl im klaren: „Es ist zu langweilig ohne starke Liebe." Diese Worte sind von Anton Tschechow.
Deshalb würde dem Geschützführer Wolfgang Bombien (22), Unteroffizier d. R. Peter Kneisel (26), Unteroffiziersschüler Bernhard Peter (19) auch „etwas Entscheidendes fehlen", wäre nicht die Liebe...
Der Komponist Robert Schumann schrieb am 15. Januar 1839 an Clara Wieck unter anderem: „... es geht alles so frisch von der Hand, es gelingt, was man unternimmt. Sieh, solche Kraft hast Du mir gegeben, meine Clara... Könnte ich Dir doch immer ein paar Schritte unsichtbar folgen (oder auch sichtbar); wie ein guter Genius möchte ich Dich unter den Flügeln wahren, damit Dir kein Leids geschehe. Ach, Clara, wie liebt man sich doch noch ganz anders, wenn man füreinander arbeiten und opfern muß..."
Füreinander arbeiten und auch Opfer bringen. Das heißt wohl eben auch im Sinne von Bertolt Brecht, nicht irgendwo auf einer süßen Milchstraße mit seiner Liebe dahinzugleiten, sondern mitten in unserem Leben zu stehen, im Sozialismus, der für Liebende viel Raum hat.

Ihr Major

Wolfgang Matthies

Kommandeure des Jahres



2000



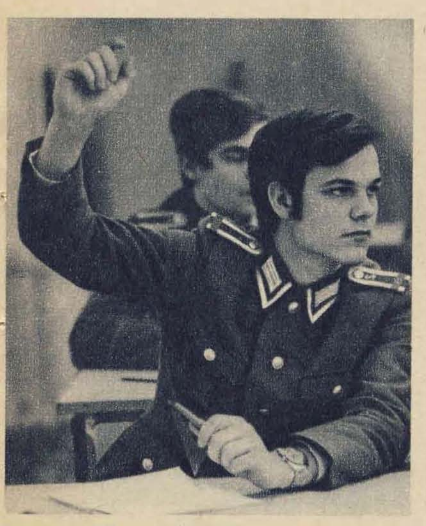


Junge Männer, die das Zeugnis der 10. Klasse und den Facharbeiterbrief in der Tasche haben, verwirklichen seit Ende August 1975 in Leipzig-Markkleeberg ihren Wunsch: Berufsoffizier. Ihr erster Schritt dazu ist der Erwerb der Hochschulreife in einem Jahr. AR besuchte diese Spezialeinrichtung der Offiziershochschule der Landstreitkräfte und sprach mit Offiziersschülern des dritten Zuges, mit dem Kommandeur, Oberstleutnant Koch, mit Lehrern und Betreuern.



An der Lauer, einem Leipziger Flüßchen, liege ich im wahrsten Sinne des Wortes auf der Lauer. Der Start ist verpaßt, nun will ich wenigstens am Ziel die ersten des 4000-m-Laufes zu Ehren Hans Beimlers erwarten. Mit hochroten Köpfen, verschwitzt und mit einem Gefühl zwischen überwundener Trägheit und sportlichem Geschafftsein kommen sie an. Einige erste Kommentare: „Das soll gesund sein?", „Morgen liege ich im Bett und bin hin!"
Am nächsten Tag liegt keiner im Bett. Nach dem Frühsport steht im dritten Zug, das sind zukünftige mot. Schützenoffiziere, Physikunterricht auf dem Programm. Das heißt: zwei Stunden konzentrierte Mitarbeit, nicht nur angesichts der bevorstehenden Abschlußprüfung. Lehrer Martin Ebeling gibt Hinweise für eine gute organisatorische Vorbereitung. Dann Kontrolle der Hausaufgaben und neuer Stoff. Keine sture Abfragerei, logisches Denkvermögen ist gefragt, Querverbindungen werden gezogen, beispielsweise bei der Definition des physikalischen Feldes zur Philosophie.
Lehrer Ebeling später: „Die Anforderungen an die jungen Genossen sind hoch, wir machen keine Abstriche vom üblichen Unterrichtsinhalt der erweiterten Oberschule. Wir schleppen auch keinen mit durch, jeder muß sich selbst um einen bestmöglichen Abschluß bemühen."
Wissen, das sich die anderen in zwei Jahren aneignen, wie schaffen die Offiziersschüler das in einem?
„Die Jungs wissen, was sie wollen. Sie streben bewußt ihr Ziel an: die Hochschulreife als ersten Schritt auf dem Weg zum Berufsoffizier. Ich glaube, das ist das wichtigste für unseren Erfolg."
Beim Mittagessen sehe ich die Genossen wieder. Es gibt Kohlrouladen, Rohkostsalat und hinterher Schokomilch. Alles sehr reichlich und schmackhaft, fast zu kalorienhaltig. Man sieht es den Offiziersschülern an. Kommentar von Oberstleutnant Koch, der auf seine körperliche Fülle anspielt: „Es ist ja sehr schön, wenn die Schüler ihrem Kommandeur nacheifern, aber in puncto Essen ist das nicht unbedingt nötig!" Lachen.
Welches Verhältnis haben Offiziersschüler und Kommandeur zueinander? Gerald Schulze, Maschinenbauer aus Torgelow, meint: „Ich würde jederzeit auch mit meinen persönlichen Sorgen zu ihm gehen. Man kann sich kaum

einen besseren Vorgesetzten vorstellen!"
Andere pflichten ihm bei. Gar kein Aber? „Na ja, vielleicht ist er manchmal ein bißchen zu schnell mit einer Belobigung und zu liberal beim Bestrafen."
Oberstleutnant Koch dazu: „Aber mit Strafe allein kann man doch keine jungen Menschen erziehen. Das schaffen wir nur gemeinsam, im Kollektiv, zusammen mit der Parteigruppe und der FDJ. Die Jungs kommen aus der Produktion zu uns, haben natürlich Anfangsschwierigkeiten. Sie müssen erst wieder das Lernen lernen. Und acht Stunden täglich auf dem Hintern sitzen – wer ist das schon gewohnt? Unser Klassenauftrag ist es, ihnen die Hochschulreife zu vermitteln. Wir bauen dabei vor allem auf ihren Willen. Meine Jungs werden einmal Kommandeure des Jahres 2000 sein. Wie ich sie heute erziehe, so werden sie es später mit ihren Soldaten tun. Und deshalb sage ich: lieber eine Belobigung zu viel als eine zu wenig."
Beim Exerzieren allerdings wird seltener gelobt. Es will noch nicht so recht klappen mit dem Antreten, Wenden, Marschieren, Grüßen. Zwei Stunden im Monat wird es nur geübt. Offiziersschüler, die vorher aktiv in der GST waren, sind dabei im Vorteil. Michael Schulz aus Naumburg zum Beispiel. Er war Zughelfer und ihm fiel es leichter, sich hier an das militärische Leben zu gewöhnen. Sein Ziel: Truppenoffizier bei den mot. Schützen. „Mot. Schützen sind ja keine ‚Sandlatscher', wie manche Leute immer noch meinen. Im Gegenteil! Als Zugführer werde ich Menschen führen, die vielfältige und komplizierte Technik bedienen. Dafür bin ich dann verantwortlich. Das ist etwas für mich. Und mit Maschinen hatte ich schon als Schlosser viel zu tun."
Genosse Ingo Randow, Drogist von Beruf, ist Parteigruppenorganisator seines Zuges. Er möchte später Politoffizier werden. „Unsere Parteigruppe kümmert sich vor allem um das Lernen im Kollektiv. Anfangs haben wir willkürlich Lernaktive festgelegt. Inzwischen hat sich gezeigt, daß die Zusammenarbeit in den Stubengemeinschaften effektiver ist."
Partei- und FDJ-Gruppe wirken eng zusammen, auch wenn es darum geht, daß die Kultur nicht nur auf dem Arbeitsplan steht.
„Wir wollen jetzt die verschiedenen Möglichkeiten in Leipzig mehr nutzen, wie Theater, aktuelle Ausstellungen, Museen", erzählt mir Ingo Randow. Kultur brauchen sich die Offiziersschüler nicht nur vorsetzen zu lassen, sie haben auch selber etwas zu bieten. Sei es die Singegruppe, die mit eigenen Programmen auftritt, sei es der Elektronikzirkel oder die Band, die in Leipzig und Umgebung übrigens so gefragt ist, daß sie mehr Absagen erteilen muß, als sie auftreten kann. Und auch bei der Gestaltung ihres Objektes mit saube-



Gerald Schulze



Ingo Randow



Manfred Mauritz



ren Wegen, mit Rasen und Blumen, legen die Offiziersschüler Hand an.
Es ist Nachmittag, kurz nach drei. Die Plätze und Wege im Objekt sind leer. Kein Wunder, Selbststudium steht auf dem Programm – eine Sache, die sehr ernst genommen wird, wie ich auf der Stube der Genossen Mauritz, Randow und Schulze feststellen kann. Die Schüler haben dabei eine Menge Vorteile: sie können – jederzeit griffbereit in den Klassenräumen – aus den Lehrbüchern der 5. bis 12. Klasse bereits vergessene Kenntnisse auffrischen. Der Meinungsaustausch mit dem Kameraden, die gegenseitige Unterstützung werden durch das gemeinsame Wohnen begünstigt. Und Zusammenarbeit ist gerade hier wichtig, denn schließlich ist jeder persönlich daran interessiert, die Hochschulreife mit besten Ergebnissen zu erreichen.
Genosse Alfred Eisermann, liebevoll auch „Eiservater" genannt, ist einer der Betreuer. Jeden Nachmittag steht der Pädagoge den Schülern mit seinem Wissen und seinen Erfahrungen zur Verfügung. Zu ihm kommen die Jungs nicht nur, wenn sie im Unterricht Probleme haben. Er ist auch schon gefragt worden, wenn es um die Freundin, die Eltern oder eine Hochzeitsvorbereitung ging – eben alles, was junge Menschen bewegt. Beweise für ein Vertrauensverhältnis.
Ab 17.30 Uhr ist Ausgangszeit. Wer wie oft „raus darf" – das wird nicht abgezählt nach dem Motto: heute ich, morgen du, sondern ist disziplin- und vor allem leistungsabhängig. Bei guten Lernergebnissen kann der Lehrer Sonderausgang beantragen, ja sogar mit Sonderurlaub hat der Kommandeur schon manchen Schüler belobigt.
Michael Schulz hat es gut, seine Verlobte wohnt in der Nähe von Leipzig und kann ihn besuchen, wenn er Ausgang hat. Und die anderen? Kino, Gaststätte, Jugendklub – Leipzig bietet ihnen viel. Aber auch im Objekt gibt es genügend Abwechslung: Genosse Koch erzählt und zeigt Dias über seine Reise in die Sowjetunion. In der Reihe der Jugend-URANIA hören die Offiziersschüler beispielsweise einen Vortrag über Liebe, Ehe, Sexualität. Es ließen sich noch mehr Beispiele anführen.
Die jungen Genossen bezeichnen sich selber scherzhaft als „Nullserie" der OHS Löbau – in zweierlei Hinsicht: zum einen sind sie zwar bereits Offiziersschüler, aber sie haben das eigentliche Studium an der Offiziershochschule noch vor sich, und zum anderen sind sie die ersten, die sich an dieser Spezialschule auf ihren künftigen militärischen Beruf vorbereiten. Darauf sind sie besonders stolz.
Welchen Rat können sie aus ihren Erfahrungen den Nächsten geben? Manfred Mauritz, Agrotechniker: „Der ist gut beraten, der sich politisch stets informiert, sich Wissen über die Armee aneignet und sich auch sportlich fit hält." Und Michael Schulz: „Man sollte sich auf unseren Beruf gründlich vorbereiten. Je eher, desto besser. Möglichst schon während der Schulzeit und in der Lehre. Die GST bietet da auch eine Menge."
Regina Wehle (Text)
Manfred Uhlenhut (Fotos)




DSR
Dein
Arbeitsplatz-
ein Schiff der Handelsflotte!

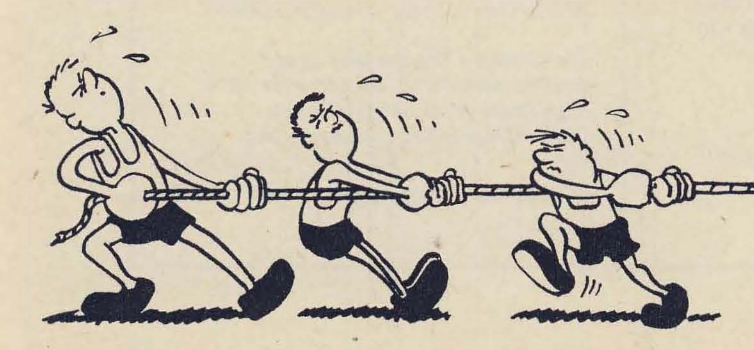
Im 20. Jahr der Armeesportvereinigung Vorwärts wandeln nicht nur die Asse unserer Armeesportklubs, sondern auch viele Sportgruppen in den Kompanien und Batterien mit Schwung und Ideenreichtum

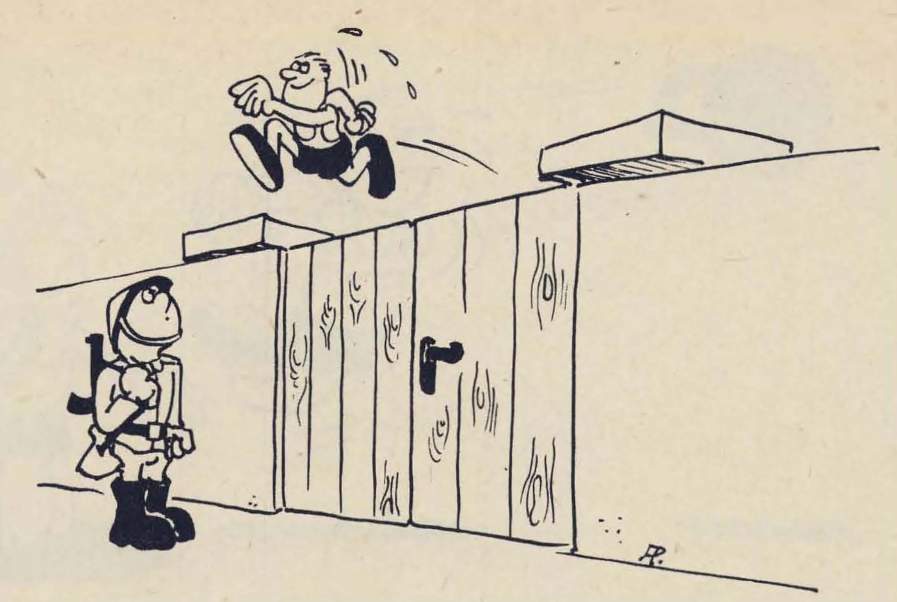
Auf olympischen Pfaden

In Montreal ist die olympische Flamme erloschen. Die Spiele der XXI. Olympiade liegen hinter uns. Der Alltag hat uns wieder, die Passiven an Fernseher und Radio ebenso wie die Aktiven aus dem Olympiastadion. Und spätestens am letzten Tag von Montreal richtete sich der Blick bereits nach Moskau, wo uns in vier Jahren das nächste olympische Großereignis erwartet. In Lushniki, Krylatskoje, Sokolniki ist die sowjetische Jugend schon am Wirken, denn Bau und Modernisierung der olympischen Sportstätten wurden ihr als Jugendobjekt übertragen. Jedoch, bloßes Warten, Harren und Hoffen auf neue Rekorde und ein neues olympisches Kräftemessen wären wohl auch für uns zu wenig. Dieweil es nämlich, um mit Pierre de Coubertin – dem Begründer des modernen Olympismus – zu sprechen, „nicht genügt, daß alle vier Jahre die Olympischen Spiele glanzvoll von einer Elite gefeiert werden". Als weitaus wichtiger sah er es an, „daß in der Bescheidenheit und Gleichförmigkeit des täglichen Lebens jeder ohne Unterschied des Standes die Wohltaten der olympischen Kultur empfängt".

Wohlan, schauen wir uns also um in der „Bescheidenheit und Gleichförmigkeit des täglichen Lebens", das in unserem Falle militärischer Alltag heißt. Als erstes springt eine Zahl ins Auge: Mehr als vier Millionen Olympiameilen wurden in diesem Jahr bereits gelaufen, geschwommen, geradelt. Hinzu kommt, was alles für das Sport- und Militärsportabzeichen sowie in den ASV-Fernwettkämpfen geübt, getan, geleistet wurde. So ist kaum zu zählen, wieviel da wo und wie auf olympischen Pfaden wandeln.

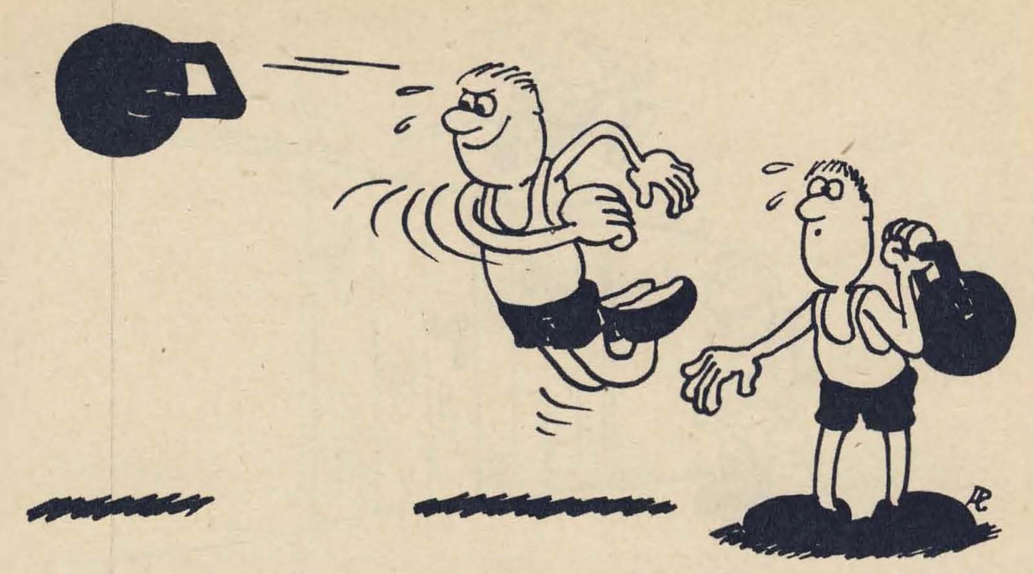
Auf ganz besondere Weise tun es allerdings die Genossen der Sportgruppe Beyer. Schuld daran ist ein Doktor aus dem Ungarland: Ferenc Mezö. Seiner Feder entstammt ein Buch mit reichhaltigem statistischen Material über die modernen Olympischen Spiele. Und eben dieser Wälzer kam einem Unteroffizier in die Hand: Dieter Wagenschütz. Er stöberte darin und fand unter dem Datum des 14. Mai bis 28. Oktober 1900 (II. Olympische Spiele in Paris) und dann noch unter denen von 1904, 1908 und 1912 zwei leichtathletische Disziplinen, die ihn reizten, sie mal auszuprobieren. Er tat's und fand Spaß daran – am Weitsprung und Hochsprung aus dem Stand. Doch was zunächst bloßes Gaudi war, wurde bald darauf ein Teil des Freizeitsportprogramms aller Genossen der Kompanie. Das Beispiel des auch sonst einfallsreichen Sport-





organisators machte Schule. Im (schönen) Monat Mai war es zwar noch keinem gelungen, die einst von Ray Ewry aufgestellten und noch heute gültigen Olympischen Rekorde von 3,476 m (1904) und 1,65 m (1900) zu brechen. Dafür hatten sie zu diesem Zeitpunkt schon eine olympische Silber- und eine Bronzemedaille „sicher": Durch die 1,48 m des Soldaten Klaus Rabe im Stand-Hochsprung (1904 mit 1,447 m von J. F. Stadler erkämpft) und die 3,10 m des Leutnants Heinz Epstein im Stand-Weitsprung (1900 mit 3,03 m von E. Torcheboeuf errungen). Die Olympischen Rekorde einzustellen oder gar zu überbieten, war eines ihrer Ziele zu den 76er Spielen von Montreal. Aus zu frühen Redaktionsschlußgründen kann hier leider nicht vermeldet werden, ob's ihnen gelungen ist. Zu ihrer Bilanz gehörte aber schon im Mai, daß 78% aller Genossen das Sportabzeichen in Silber oder Gold erworben, 21 Genossen die Bedingungen für das Militärsportabzeichen erfüllt und alle sich an den bisherigen ASV-Fernwettkämpfen beteiligt hatten...

Als im Jahre 1900 in Paris erstmals ein Hindernislauf, über 2500 m, auf dem olympischen Programm stand, erschienen wegen des Sonntags zwei Läufer nicht am Start. Demgegenüber würde den Genossen der Sportgruppe Reimann etwas fehlen, wäre nicht jeden Sonntagvormittag Sport – darunter auch Hindernisläufe. Außer Marathon, Stabhochsprung, Gehen, Hammerwerfen und Zehnkampf haben sie das ganze leichtathletische Olympiaprogramm drauf. Außerdem noch Kraftsport- und Schießdisziplinen, Bock- und Pferdsprung, nicht zu vergessen Volley- und Kleinfeldhandball. Mit allem, was (zeremoniell) dazu gehört: Siegerehrung, Medaillen, Rekordlisten und einer Zugwertung. Die Tafel mit ihr und den Kompanierekorden sowie dem aktuellsten Stand im Volleyball- und Kleinfeldhandballturnier ist, am Eingang zum Kompanieklub hängend, nicht zu übersehen. Für die schon genannte Zugwertung stand das Prinzip der Länderwertung bei den Olympischen Spielen Pate. Sie gewissenhaft zu führen, ist in der Sportgruppenleitung die Aufgabe des Gefreiten Knut Jäger. Die Idee dazu wurde von Kompaniechef Oberleutnant Reimann und FDJ-Sekretär Feldwebel Grackow geboren. Dahinter stand eine erzieherische Absicht: Sport war bis dato zwar auch getrieben worden, aber mit sehr unterschiedlicher Beteiligung in den einzelnen Zügen. Lief es im zweiten schon immer gut, hing der dritte nach und der erste Zug lag gar an letzter Stelle. Appelle blieben Schall und Rauch. Man müßte den Ehrgeiz anstacheln, den der Zugführer und den der Zugkollektive, und das Ganze meß-, abrechen- und vergleichbar machen, kurzum den Wettbewerbsgeist stärker entfachen! So die Gedanken der beiden Genossen. Das Ergebnis war besagte Zugwertung. Wie jede Tabelle bestand sie von Anbeginn aus Zahlen. Nur daß Knut Jäger von Mal zu Mal mehr solcher Punkte einsetzen konnte, die sowohl von höherer Beteiligung als auch (im Gefolge regelmäßigen Übens und



Mitmachens) von besseren Leistungen künden . . .
Etienne Desmarteau war der erste Olympiasieger einer Disziplin, die nur zweimal auf dem olympischen Programm stand. Gewiß wäre er nach seinem Goldmedaillengewinn in St. Louis (1904) auch wieder 1920 in Antwerpen gestartet. Und hätte er dort die gleichen 10,464 m gebracht, wäre ihm der dritte Platz sicher gewesen. Doch Etienne hatte nur ein Jahr Freude an seiner Goldmedaille; der Tod nahm ihm die Möglichkeit, ein zweites Mal nach olympischem Lorbeer zu greifen. Die Disziplin, von der die Rede ist, nannte sich Gewichtwerfen. Und was geworfen bzw. gestoßen werden mußte, wog 56 englische Pfund, umgerechnet 25,5 kg. In der Sportgruppe Jurk, wohl aber auch in der ASG Vorwärts Niederlehme, entriß man diese Disziplin anno 1975/76 ihrem olympischen Schlummer. Zusammen mit anderen Kraftsportübungen, besonders natürlich denen des ASV-Fernwettkampfes um die „Stärksten Männer", gehört sie zum regelmäßigen Sportprogramm. Und wer mal keine Zeit hat, das unmittelbare Gewichtstoßen zu üben, der kann mit den im Kompaniebereich liegenden Hantelgewichten die entsprechende Vorarbeit leisten. Das scheint übrigens recht oft zu geschehen, denn anders läßt es sich wohl kaum erklären, daß die Genossen der Sportgruppe Jurk bei entsprechenden Wettkämpfen und Meisterschaften der Armeesportgemeinschaft als nahezu unschlagbar gelten . . .
Vor sechsundsiebzig Jahren trug der Fußball anscheinend noch nicht jene Königskrone, die er heute hat. Zumindest nicht im olympischen Programm. Denn die allererste Fußball-Olympiastatistik von 1900 vermeldet nur einen Gold- und einen Silbermedaillengewinner. Das Endspiel, sofern es überhaupt das Finale eines vorhergegangenen Turniers war, fand zwischen Großbritannien und Frankreich statt und endete mit einem 4:0-Sieg der Briten. Heute gibt es wohl keine Armeesportgemeinschaft, in der nicht mehr oder weniger gekonnt „geknödelt" würde. Neben der großen Oberliga, in der mancher Klub allerdings mitunter recht klein aussieht, gibt es in etlichen Armeesportgemeinschaften auch eine. So in jener, zu welcher die Sportgruppe Maahs gehört. Alljährlich wird hier in einer Oberliga und einer Liga um Meisterehren und natürlich auch um Auf- und (gegen den) Abstieg gekämpft. Nicht zufällig bestimmt darin die Sportgruppe Maahs den Maßstab. Das liegt weniger in der Tatsache begründet, daß ihrer Kompaniemannschaft ein DDR-Ligaspieler angehört, sondern mehr daran, daß jeder Zug eine Kleinfeld-Fußballmannschaft hat und die Sportgruppe auf diese Weise eine echte Fußballbreitenbasis . . .
Wer kennt nicht das allseits beliebte Tauziehen. Jedoch sei in Anlehnung an eine populäre Fernsehsendung gefragt: Schätzen Sie mal, ob Tauziehen nun zum Turnen gehört oder zur Leichtathletik oder eine eigene Sportart darstellt? Wenn wir jetzt hier einen Herrn X, eine Frau Y und einen Herrn Z hätten und jeder würde sich für eine

Illustrationen: Achim Purwin

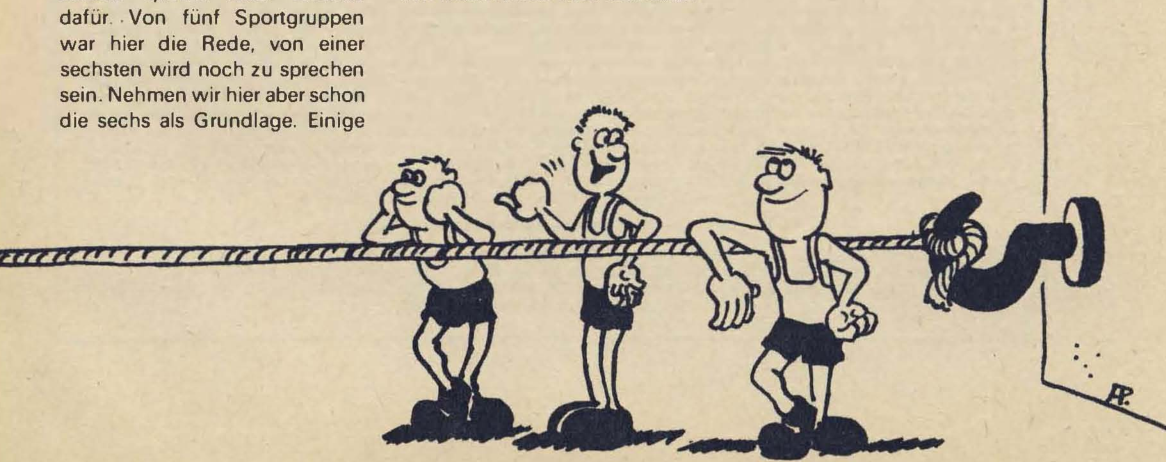
andere der drei Antworten entscheiden, so wären dennoch alle drei richtig. Bei den II. Olympischen Spielen 1900 in Paris stand Tauziehen gleich zweimal auf dem Programm: einmal als leichtathletische und einmal als turnerische Disziplin. 1912 in Stockholm und 1920 in Antwerpen war es dagegen zur eigenständigen Sportart avanciert. In der Sportgruppe Schröter hat man diese Einstufungssorgen nicht – und auch keinen Mangel an Beteiligung, wenn zum Tauziehen gerufen wird. Dies geschieht auf original altolympische Weise: Denn gegenüber stehen sich nicht nur Mannschaften, hier zumeist auf Gruppenbasis zusammengestellt, sondern auch „Einzelkämpfer" – wie einst im olympischen Turnprogramm, wo einer mit dem anderen am Tau um die Wette und um den Sieg zog. Unbestrittener Einzelsieger bei den Schröterschen Sportmannen ist nicht der mit 82 kg Gewichtigste der Kompanie, sondern ein Mittelklassemann: Unteroffizier Christian Wahl, 21 Jahre alt, Betonfacharbeiter, in Rostock zu Hause und „bloß" 72 kg schwer...

Es wäre denkbar, daß nun jemand kommt und sagt, dies alles möge man besser unter zwar nicht uninteressante, aber letzten Endes unerhebliche Kuriositäten verbuchen. Er hätte in gewissem Maße recht, wenn es in der Tat bei den etwas absonderlich erscheinenden Disziplinen geblieben wäre. Daß dem nicht so ist, wurde bereits angedeutet. Zudem spricht noch anderes dafür. Von fünf Sportgruppen war hier die Rede, von einer sechsten wird noch zu sprechen sein. Nehmen wir hier aber schon die sechs als Grundlage. Einige hundert Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere gehören zu ihnen. Bis zum Mai nun, es war dies der Termin des IX. Parteitages der SED, trugen 84% von ihnen das Sportabzeichen. Das Militärsportabzeichen glänzte an der Uniform von 47% aller Genossen. Jeder von ihnen hatte bis dato durchschnittlich 77,3 Olympiameilen zu Buche stehen. Bis auf 9% hatten sich alle an den bisherigen ASV-Fernwettkämpfen beteiligt. Und schließlich sei noch gesagt, daß jeder Genosse durchschnittlich 3,2 Stunden in der Woche freizeitsportlich tätig ist...

Die 76er Spiele von Montreal, so wurde eingangs festgestellt, liegen hinter uns. Der Blick richtet sich auf Moskau 1980. Nicht anders in der Sportgruppe Ehlert. Jedoch auch hier mit einer Idee besonderer Art. Die Anregung dazu erhielten sie von der Illustrierten „Freie Welt", durch eine Notiz. Es war dort die Rede von jenen Moskauer Sportlern, die unter dem Namen OMSBON während des Großen Vaterländischen Krieges in einem speziellen Freiwilligenverband kämpften. Soldat Ekkehard Buchholz, Unteroffizier Rainer Peetz und Soldat Manfred Werner machten sich im Auftrag der Sportgruppenleitung daran, hierüber weiteres Material zusammenzutragen. Das Ergebnis war ein interessanter Sportgruppenabend, gemeinsam gestaltet mit der FDJ. Viel Interessantes, Wissenswertes, politisch Bedeutendes war zu erfahren: Wie sich am 27. Juni 1941 die aus Sportlern bestehende mot. Schützen-Sonderbrigade formiert hatte. Daß mit den Gebrüdern Snamenski, mit den Boxern Koroljow und Stscherbakow, den Eisschnelläufern Kaptschinski und Kudrjawzew, den Ruderern Dolguschin und Rogatschew, dem Gewichtheber Krylow und der Skiläuferin Kulakowa alles zum Stellplatz im Moskauer Dynamo-Stadion gekommen war, was im Sport der sowjetischen Hauptstadt Rang und Namen hatte. Wie allein für den Einsatz im Hinterland des Feindes 204 Partisanenabteilungen und Partisanengruppen ausgebildet worden waren. Daß also die OMSBONer ihren Anteil daran hatten, daß die Hitlerfaschisten aus der Sowjetunion verjagt und letztendlich vernichtend geschlagen werden konnten. Es ist dies eine der Traditionen jener Sportorganisation, die sich nicht nur für die Teilnahme an den XXII. Olympischen Spielen rüstet, sondern sie als Gastgeber in Moskau ausrichtet...

Der Kreis schließt sich. Nur ein winziger Bruchteil der großen Sportpalette im 20. Jahr der Armeesportvereinigung Vorwärts konnte hier erfaßt werden. Er spricht jedoch schon dafür, daß sich im Sozialismus und damit auch in der NVA ein zweites Wort von Pierre de Coubertin erfüllt hat. Jenes nämlich, mit dem er verlangte, „daß jedes Individuum in seiner lokalen Nachbarschaft diejenige Art körperlicher Betätigung finden kann, die es wünscht".

Jochen Illmer



INHALT



6



46



86

Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin. Redaktion „Armee-Rundschau". Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag. Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158, Postfach 46130, Telefon 4300618. Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk – Warschau; Oberst J. Schaulow – Sofia; Oberstleutnant J. Cerveny – Prag; Major E. Kutas – Budapest; Oberst I. Capet – Bukarest. „Armee-Rundschau" erscheint monatlich. Preis je Heft: 1,– Mark. Bezugszeit monatlich. Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr. Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post und den NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 104 Berlin, Linienstr. 139/140, in den sozialistischen Ländern über die Postzeitungsvertriebs-Ämter und in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR-701 Leipzig, Leninstraße 16, Postfach 160. Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG-WERBUNG Berlin, 1054 Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf 2262715 und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR. Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 6. Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97. Gestaltung: Horst Scheffler/Joachim Hermann. Printed in GDR.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 28. 5. 1976

Fotos: Gebauer (8), S. 32, 45, 46, 47, 48, 49; Uhlenhut (56), Titel, S. 2, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 21, 28, 29, 30, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 62, 70, 71, 73, 74, 83, 84, 86, 87, 88, 89, 90, Rücktitel; Schilling (1), S. 14; Tessmer (2), S. 14, 61; DEFA/Köfer (1), S. 17; Scharf (5), S. 21; Archiv (17), S. 36, 37, 60, 61, 64, 66, 67, 72, 73, 74, 75, 76; Uliex (1), S. 37; Bogdanow (1), S. 69; APN (1), S. 76.


A
AA
Gerhard
Herma
löste
Alarm
aus
Auslösung
der Gefechtsbereitschaft –
5 Buchstaben?
Vermißt jemand eine Hose?
Sie sind zwar der Erste . . .
STEREO?
Ist hier die Waffenkammer?



31 036

IRINA PONAROWSKAJA